Die Entstehung des Klosters Ellwangen.

Von Otto Häcker, Landgerichtsrat a. D., Ulm.

1. Einleitung.

Die Entstehungsgeschichte des ältesten Klosters im heutigen Württemberg ist von allgemeiner Bedeutung für die Landesgeschichte. Sie ist auch dadurch besonders lehrreich, daß wir über diesen Gegenstand eine der ältesten schriftlichen Aufzeichnungen besitzen, die in das Klosterwesen und die sonstigen Verhältnisse dieser Frühzeit einen Einblick gewährt wie wenige andere Quellen. Der Inhalt dieser „Vita Hariolfi" des Mönchs Ermenrich von etwa 850 n. Chr. ist seither nicht nur unzähligemale in gebundener und ungebundener Rede wiedererzählt und bildlich dargestellt, sondern auch von ernsten Forschern, namentlich Gustav Bossert, dem Altmeister der württembergischen Kirchengeschichte[1]), so gründlich durchleuchtet worden, daß es als überflüssig erscheinen könnte, an dieses Thema noch weitere Druckseiten zu verschwenden, anstatt sich der neueren Geschichte Ellwangens zuzuwenden, für die noch ein Berg unausgeschöpfter Urkunden in den Archiven liegt.

Nun hat aber Ephorus Dr. Adolf Mettler in seiner Schrift über das Kloster Ellwangen von 1928[2]) das Thema aufs neue angeschnitten und ist zu einer Auffassung gelangt, die zwar schon von Eugen Gradmann im Württ. Kunstinventar von 1907 (S. 100) als Möglichkeit mit skizzenhafter Begründung ins Auge gefaßt worden war, aber mit der Lehre Bosserts und wohl aller übrigen Bearbeiter in Widerspruch steht, so A. Vogelmann[3]), F. J. Schwarz[4]), J. Zeller [5]), P. Fr. Stälin[6]), V. Ernst[7]). Nach dieser bisher herrschenden Ansicht, die der Erzählung Ermenrichs im wesentlichen Glauben schenkt, hat der fränkische Edelmann Hariolf mit seinem Bruder Erlolf, Bischof von Langres, das Kloster etwa ums Jahr 750 n. Chr. in einem sumpfigen Tal des unbewohnten, bis dahin nur zur Jagd und Elchweide dienenden Virgunnawaldes (Virngrund) auf einem ihm gehörigen Grundstück gestiftet, das er zu diesem Zweck dem Kloster schenkte, angeblich bewogen durch nächtliche Glockentöne, die er als göttliche Stimme in dieser Einsamkeit zu hören glaubte, und durch einen Sturz auf dem Waldboden, den er anläßlich der Wiederaufsuchung der Stelle als Fingerzeig Gottes zur Wahl dieses Bauplatzes ansah. Erst im Anschluß an die Klostergründung ist dann diese Waldgegend besiedelt worden,

[1]) Sonderdruck aus den Ellwanger Jahrbüchern Bd. 1—3 (1910—13).

[2]) Sonderdruck aus den Württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte 1928 S. 118 ff.

[3]) Dr. Alb. Vogelmann, Aus Ellwangens Vergangenheit (1883) S. 5 ff.

[4]) Dr. Frz. Jos. Schwarz, Die ehem. Benediktiner-Abtei-Kirche in Ellwangen. 1882.

[5]) Dr. Jos. Zeller, Umwandlung des Chorherrnstifts. Württ. Geschichtsquellen Bd. 10 (1910) S. 296 f., 377 N.[3], 382 N.[3].

[6]) Beschreibung des Oberamts Ellwangen (1886) S. 433 ff.

[7]) Das Königreich Württemberg (1906) Bd. 3 S. 104 f.

dergestalt, daß sich die Zahl von anfänglich 3 Kolonien bis zum Tode Hariolfs (um 780?) auf 300 vermehrte.

Mettler dagegen nimmt an, auf dem Boden Ellwangens sei schon längst vor der Gründung des Klosters ein alamannisches Dorf an der Reichsstraße von Wimpfen nach Eichstätt gestanden, das vielleicht Gröningen hieß, mit einer Pfarrkirche zur hl. Maria, die heute noch an derselben Stelle stehe; das Kloster sei zunächst dort errichtet und erst im Lauf des ersten Jahrhunderts auf den heutigen Klosterhügel versetzt worden.

Mettler, der sich durch seinen langjährigen Aufenthalt in Maulbronn zum besten Kenner romanischer Kirchenbaukunst und Klosterkultur emporgearbeitet hat und es, wie kaum ein anderer, versteht, aus den Denkmälern selbst, ja aus den unscheinbarsten Steinen, Linien oder Fugen die Baugeschichte herauszulesen, vermochte auch für den Entwicklungsgang des Klosters Ellwangen Beweismittel heranzuziehen, die mitunter sicherer sind als schriftliche Urkunden und für die den bisherigen Forschern der Blick fehlte. Was er über die Baugeschichte desjenigen Zeitraums zutage gefördert hat, für den ihm sichtbares Material zur Verfügung stand, also für die romanische Zeit seit 1100 n. Chr., ist denn auch in der Tat, wie J. Zeller sich in einer Besprechung[8]) ausdrückt, epochemachend und ist um so sicherer gegründet, als Zeller selbst hiebei tätig mitgewirkt hat durch Mitteilung eigener Forschungsergebnisse und Belege.

Anders lagen die Bedingungen für die Zeit vor 1100, aus der uns keine sichtbaren Spuren überliefert sind, die aber der Verfasser doch noch kurz in die Betrachtung einbeziehen wollte, um ein vollständiges Bild zu geben. Hier mußte er sich auf Nachprüfung der Deutung längst bekannter Urkunden beschränken. Und in den Einleitungsworten des betreffenden Abschnitts betont der Verfasser selbst, daß man auf diesem schwankenden Boden nur bis zu einem mehr oder weniger erheblichen Grad von Wahrscheinlichkeit gelangen könne, wie er auch bei der Zusammenfassung der Ergebnisse deren Unsicherheit nochmals hervorhebt.

Doch — wie es so geht —: was ein Schriftsteller von so anerkannter Bedeutung als Vermutung ausspricht, wird von den Lesern leicht als Gewißheit genommen, zumal wenn die Abhandlung in der angesehensten Zeitschrift des Landes erschienen und von dem zuständigen Geschichtsverein im Sonderdruck verbreitet worden ist, auch in dessen Jahresschrift eine glänzende Besprechung durch einen ebenso bewährten Kenner und eine weitere Zustimmung durch einen Schriftsteller erfahren hat, der vom Standpunkt der Namenforschung aus zu demselben Ergebnis gelangt[9]). Und so ist es bereits dahin gekommen, daß in einen Leitfaden für Fremdenführungen durch Ellwangen die neue Lehre als unbestrittene oder bewiesene Tatsache aufgenommen wurde und dadurch unter einer unbegrenzten Menge von Laien verbreitet wird mit Aufopferung der tausendjährigen Ueberlieferung und der ganzen bisherigen Forschungsergebnisse. Gewiß: der geschichtlichen Wahrheit

[8]) Ellwanger Jahrbuch 1926/28 S. 212.

[9]) Ernst Miller im Jahrbuch 1926/28 S. 144.

müssen auch Gemütswerte geopfert werden, wenn wir noch so sehr an ihnen hängen, — aber doch nur dann, wenn dem Gewicht ehrwürdiger Tradition ein glatter Gegenbeweis gegenübersteht.

Ich glaube daher nicht länger zögern zu sollen, meine Bedenken gegen diese vom Verfasser selbst nicht beabsichtigte Ueberschätzung seiner Gedankengänge näher zu begründen, nachdem ich sie andeutungsweise schon in der Festschrift zum Jubiläum der Stiftskirche von 1933 angemeldet habe[10]). Wie viel lieber freilich hätte ich diese Aufgabe dem berufensten Meister auf diesem Gebiet überlassen, Dr. J. Zeller, den ein früher Tod verhindert hat, uns mit einer erschöpfenden Aufhellung der Geschichte Ellwangens zu beschenken!

2. Gab es schon vor der Klostergründung ein Ellwangen?

Die Streitfragen drehen sich um verschiedene Ortsangaben in Ermenrichs Erzählung[11]), die nicht eindeutig sind. Hariolf nennt er den Begründer dieses sandreichen Platzes — „hujus sabolusi loci inceptor" —, während er weiter unten sagt, er habe das Kloster unten auf sumpfigem Rasen erbaut — „sub cespite palustri" —, und auch an einer anderen Stelle von einem ausgedehnten Sumpf spricht, den er habe durchstreifen müssen, um einen passenden Bauplatz zu finden — „toto palude perlustrata" —. Die Baulichkeiten selbst verlegt er anscheinend an zwei verschiedene Stellen und beschreibt dieselben mit Worten, die den zeitgenössischen Zuhörern und Lesern verständlich waren, uns aber Kopfzerbrechen machen. Den wunderbaren Glockenklang habe Hariolf — so sagt er — in einem Tal vernommen, wo anfänglich das Kloster selbst, jetzt aber die Leutkirche (Volkskirche oder Laienkirche) erbaut worden ist — „in valle, quo primitus ipse cenobium, nunc autem popularis basilica structa est". Als er dann weitererzählt, wie Hariolf mit seinem Bruder den ihm durch den Glockenton gezeigten Platz wieder aufsucht, um daselbst einen geeigneten Bauplatz für das Kloster auszuwählen, und wie Hariolf plötzlich zu Boden fällt, erklärt er dies für die Stelle, wo nachher der Betraum des Erzmärtyrers Stefan, jetzt aber der Altar des Benedikt errichtet worden ist — „eum locum, quo postea oratorium Sancti Stephani protomartyris, nunc autem altare Sancti Benedicti constructum est". Nachher spricht er noch dreimal von der „Basilika" in einem Zusammenhang, aus dem erhellt, daß er damit die Klosterkirche meint, und kommt auch noch einmal auf das Stefansoratorium zu sprechen als einem vom Innern der Kirche aus zugänglichen, einen Bestandteil der Basilika bildenden Raum.

Man hat bisher fast übereinstimmend angenommen, es handle sich bei allen diesen Bezeichnungen im wesentlichen um denselben Platz. Den Glockenton vernahm Hariolf im Jagsttal an der Stelle, wo zu Ermenrichs Zeiten die Leutkirche erbaut war. Anfänglich war aber an

[10]) „Siebenhundert Jahre Stiftskirche in Ellwangen", Festbeilage der Ipf- und Jagstzeitung (22. VII 1933) S. 2.

[11]) Lateinischer Text in den Württ. Vierteljahrsheften 9 (1888) Anhang S. 8 ff. — Uebersetzung bei Vogelmann (s. N. [3]).

dieser Stelle das älteste Mönchshaus errichtet worden, das wohl nur ein vorläufiger Holzbau war und schon zu Ermenrichs Zeiten der steinernen Volksbasilika hatte weichen müssen, während das endgültige Mönchwohnhaus damals schon an eine andere Stelle der Gebäudegruppe versetzt worden war. Mit der Stätte, wo Hariolf niedergefallen ist und dann den ersten Spatenstich getan hat, und die in der zweiten der obigen Textstellen genauer bezeichnet wird als der Standort des Benediktsaltars, ist offenbar eine Stelle innerhalb des Münsters gemeint, welche die Zeitgenossen genau kannten, da sie ja diesen Altar vor sich sahen; und man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß auch diese bauliche Einteilung nicht von Anfang bestand, sondern daß man zuvor hier ein dem Stefanus gewidmetes Heiligtum errichtet hatte, das dann schon zu Ermenrichs Zeiten einem Altar des hl. Benedikt hatte weichen müssen. Die Worte „sandreicher Platz" und „unten auf sumpfigem Rasen" hat man in der Weise miteinander in Uebereinstimmung gebracht, daß das Kloster auf einer Art von Sandbank (Stubensandsteinplatte) errichtet worden sei, aber inmitten der sumpfigen Wiesen des Jagsttals, was ja auch mit dem heutigen Augenschein stimmt.

Die Umgruppierung, die demnach auf dem Bauplatz im Lauf des ersten Jahrhunderts stattgefunden hat, legt sich schon Vogelmann in seiner Schrift „Aus Ellwangens Vergangenheit" (S. 61) so zurecht, man habe zuerst auf dem für die spätere Laienkirche bestimmten Raum das provisorische, noch kleine Mönchwohnhaus errichtet und dann östlich daran angrenzend eine (wahrscheinlich schon steinerne) Kapelle des hl. Stefanus an der Stelle des heutigen Münsterchors. Dann habe man den Bau der Osthälfte des ersten (steinernen) Münsters in Angriff genommen, in welcher die Stefanuskapelle als Chornische oder Querschiff erhalten geblieben sei; im Anschluß daran sei auch der erste endgültige Mönchwohnbau erstellt worden, nördlich anstoßend ans Münster. Nach dessen Vollendung habe man das vorläufige Klösterchen abgebrochen und an dessen Stelle, also als Weststück des Münsters, die Volkskirche erbaut. Also eine Verschiebung, wie sie in den Anfangszeiten natürlich, ja notwendig ist, da der Bau des endgültigen Klosters doch jedenfalls eine Reihe von Jahren in Anspruch nahm und die Quartiere, mit denen man sich einstweilen behelfen mußte, doch nicht auf die Stelle der Bauten gesetzt werden konnten, die man zuerst zu errichten gedachte.

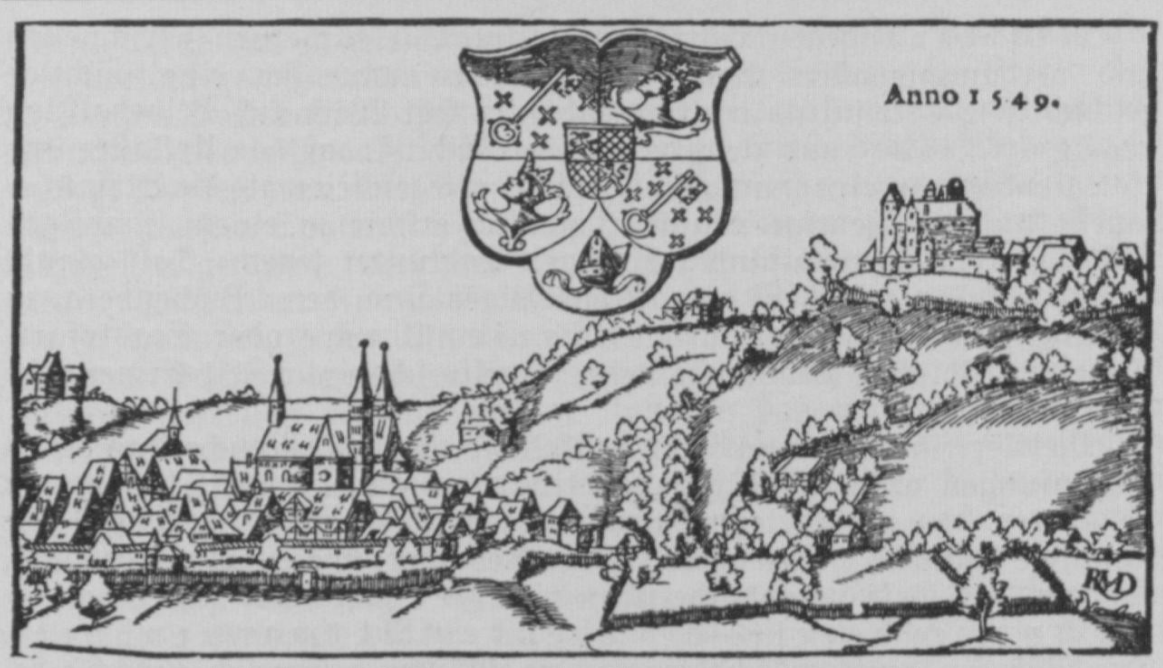
Dabei sucht Vogelmann die Unstimmigkeiten des Textes dadurch zu glätten, daß er eine Aenderung desselben vorschlägt. Statt des grammatikalen Schnitzers „in valle quo", der vermutlich auf Rechnung des Abschreibers gehe, müsse es entweder heißen: „in valle qua" oder sei das Wort valle verdorben und statt dessen ein solches männlichen Geschlechts zu setzen, und da sei an das Wort „colle" zu denken, das dem Sinn besser entspreche; denn der Platz, wo das Kloster stehe, sei doch eher ein Hügel. Bossert erklärt diese Textberichtigung für eine scharfsinnige Deutung, mit der sicher das Richtige getroffen sei, und auch Zeller hat sich dieser Ansicht angeschlossen[12]).

[12]) Württ. Geschichtsquellen Bd. 10 S. 377.

Mettler dagegen hält diese Konjunktur für einen vorschnellen und verhängnisvollen Eingriff, durch den man sich eine wichtige geschichtliche Erkenntnis verbaut habe. Er legt Wert auf Beibehaltung der Lesart „valle" und zieht daraus den Schluß, daß das Urkloster und die Laienkirche in einem anderen Gelände gelegen seien als die Stefanuskapelle und das heutige Münster, nämlich erstere in einem sumpfigen Tal, letztere auf einem sandigen Hügel. Und unter jenem „Tal" glaubt er die Mulde zwischen dem Klosterhügel und dem Buchenberg zu erkennen, in der heute noch die Marienkirche oder Stadtpfarrkirche am südlichen Stadtende stehe, die also schon zur Zeit Ermenrichs gestanden sei.

Mettler findet es nun selbst auffallend, daß die Mönche ihre ersten Behausungen nicht gleich auf den trockenen Hügel gestellt haben, den sie später als geeigneten Baugrund befanden, sondern zuerst eine sumpfige Talfalte wählten. Er erklärt dies aber, wie eingangs bemerkt, dadurch, daß diese Laienkirche schon vorher hier stand als Pfarrkirche eines bereits bestehenden Alamannendorfs. Des Näheren denkt er sich dies so: die Mönche haben sich zunächst bei dieser Dorfkirche angesiedelt, um sie in der ersten Zeit zum Gottesdienst zu benützen; von diesem vorläufigen Stützpunkt aus haben sie dann die Verlegung des Klosters an seinen heutigen Platz betrieben, zuerst durch Errichtung einer Stefanuskapelle auf diesem Hügel, dann schon im Lauf des ersten Jahrhunderts durch Erbauung des ersten steinernen Münsters, worauf dann die Kirche im Tal wieder ihrer klösterlichen Aufgaben enthoben und ihrer Eigenschaft als reiner Dorfkirche zurückgegeben worden sei. Mettler fügt hinzu: „Man wird nicht behaupten können, daß diesem Verlauf der Wortlaut des Textes widerspricht." Mir scheint im Gegenteil diese Annahme gleichbedeutend mit einer völligen Preisgabe des Gründungsberichtes.

Zwar darin möchte ich Mettler beistimmen, daß die Aenderung colle statt valle ein willkürlicher Eingriff in den Text der Handschrift ist, die nach Mettler in ausgezeichnetem Erhaltungszustand auf uns gekommen ist. Ich möchte überhaupt keinen Textfehler annehmen, sondern das „valle quo" ruhig stehen lassen, indem ich das quo nicht relativisch fasse gleich: in welchem, sondern adverbial gleich: wo oder wohin; also in einem Tale, wo x, oder mit ausführlicheren Worten: in einem Tal und zwar genauer an derjenigen Stelle desselben, wo heute die Leutkirche steht (oder wohin heute die Leutkirche gestellt worden ist). Und ich finde nichts Auffallendes darin, daß der Verfasser an der Stelle, wo er erstmals auf die Lage von Ellwangen zu sprechen kommt — seine Schrift war doch nicht bloß für Ortskundige bestimmt —, von einem Tal spricht, während er das zweitemal, wo er die Lage des Stefansoratoriums kennzeichnen will, diesen Beisatz als überflüssig wegläßt, übrigens nicht ohne auch hier zu wiederholen, daß es sich um einen Platz inmitten einer Sumpfgegend (tota palude) handle. Tatsache ist doch, daß die ganze Stadt Ellwangen samt der Stiftskirche im Jagsttal liegt, dessen Boden — wenn auch von sandigen Wellen und sumpfigen Furchen durchzogen — von den benachbarten Höhen aus als einheitliche Niederung erscheint und jedenfalls zur Zeit Ermenrichs noch



Stadtansicht von 1549 nach Sebastian Münster.

mehr als heute so erschien, da man damals in Ermangelung einer durchs Tal laufenden Straße von allen Seiten her nach Ellwangen herabsteigen mußte. Zwar schreibt Goethe am 3. Nov. 1797 auf der Heimreise von der Schweiz in sein Tagebuch: „Hinter Buch geht der Weg aufwärts nach Schwabsberg, wo man Ellwangen vor sich auf der Höhe sieht und die Jagst unten im Tale fließt." Allein „hier irrt Goethe": er erblickte zuerst das Schloß und den Schönenberg, die von dort her sich wie ein Bergstädtlein ausnehmen, während ihm die Stadt selbst noch verborgen war. Unter diesem Eindruck machte er offenbar diese Tagebuchnotiz, die er, nachdem er von der Wolfgangshöhe aus die Stadt selbst vor sich erblickte, sicher berichtigt hätte, wenn er es nicht damals gar zu eilig gehabt hätte.

Wollte man aber davon ausgehen, der Text habe die Lage der Volkskirche in einen Gegensatz zu derjenigen des Stefansoratoriums bringen und eine Tiefenlage der ersteren betonen wollen, so ergibt der Augenschein, daß für den Standort der heutigen Marienkirche die Bezeichnung „vallis" keineswegs paßt. Sie liegt nicht unten im Wiesengrund der Jagst, sondern am Nordhang des Buchenbergs etwas erhöht am obersten Ende einer fast unmerklichen, durch die spätere Bachgasse gekennzeichneten Furche, an Höhenlage von derjenigen der Stiftskirche so wenig verschieden, daß beide für das Auge in gleicher Höhe erscheinen, wie jedes der zahllosen Bilder mit Stadtansichten beweist seit Sebastian Münster (1549) bis heute[13]). Ebensogut oder mit noch größerer Wahrscheinlichkeit kann der Verfasser bei der Bezeichnung „im Tal" eine viel näher beim Münster, ja dicht bei ihm gelegene Stelle im Auge gehabt haben. Denn der Klosterhügel fällt ja hart am Nord-

[13]) Auch Mettler sagt, die Kirche stehe nicht auf dem Boden der Mulde, sondern schon etwas höher, am Anfang des südlichen Geländeanstiegs (S. 201) und fügt selbst hinzu, die Bezeichnung „im Tal" sage auf einem Gelände wie dem Ellwangens nicht viel.

und Westrand des Münsters so jäh zum Stelzenbach und zur Jagst ab, daß ein Teil der Grundfläche des Klosters, dessen Garten bis an diese beiden Gewässer hinabgereicht haben dürfte, in auffälligem Höhenabstand unterhalb des Münsters lag und im Sprachgebrauch der Mönche wohl als „vallis" bezeichnet worden sein kann. Und Mettler geht ja selbst davon aus, daß ein erheblicher Abstand beider Punkte dem ganzen Sinn der Legende widerspräche, die gerade darin eine wunderbare Fügung erblickt, daß die Stifter beim Aufsuchen eines passenden Bauplatzes durch einen zweiten Wink von oben wieder nahezu an denselben Punkt hingeführt wurden. Und wenn man fragen sollte, warum denn der Verfasser die beiden Baustellen mit solcher Geflissentlichkeit auseinanderhalte, wenn es sich bloß um eine Entfernung von wenigen Schritten handle, so ist zu erwidern, daß es eben doch für die damaligen Gläubigen zu Andachtszwecken wichtig war, die beiden von Gott gezeigten Stätten möglichst genau festzustellen, auch wenn sie nahe beisammen innerhalb derselben Baugruppe lagen.

Bietet also das Wort „valle" keine Stütze für die Annahme, daß es schon vor der Klostergründung eine Dorfkirche in Ellwangen gegeben habe, so stehen die folgenden Worte dieser Hypothese entschieden entgegen: „quo primitus ipse (richtig ipsum) cenobium, nunc autem popularis basilica structa est", was doch jeder unbefangene Leser so verdeutschen wird: wo anfänglich das Kloster selbst, jetzt aber die Volkskirche errichtet worden ist. Mettler sucht diese Stelle mit seiner Annahme dadurch in Einklang zu bringen, daß er darin keine zeitliche Reihenfolge ausgedrückt sehen will. Die Worte „structa est" seien in zwei verschiedenen Bedeutungen zu nehmen: im ersten Teil des Satzes als historisches, im zweiten Teil als präsentisches Perfektum, also: im Tal, wo anfänglich das Kloster erbaut wurde, jetzt aber die Leutkirche steht. Und das Wort jetzt habe hier die Bedeutung jetzt noch, lasse also die Möglichkeit zu, daß diese Leutkirche gleichzeitig mit dem Urkloster oder gar schon vor ihm entstanden sei. Nun, da müßte sich aber der sonst schriftgewandte Klosterherr, den auch Scheffel in seinem Ekkehard als Dichter rühmt und dem Mettler selbst rhetorische Schulung zuschreibt, doch recht ungeschickt ausgedrückt haben! Daß diese Deutung seinem Stil nicht entspricht, geht deutlich daraus hervor, daß er dieselbe Redewendung 14 Zeilen weiter unten nochmals gebraucht mit den schon oben erwähnten Worten: „eum locum, quo postea oratorium St. Stephani, nunc autem altare S. Benedicti constructum est." Nach dem von Mettler vertretenen Sprachgebrauch müßte dies so übersetzt werden: die Stelle, wo nach der Klostergründung der Betraum des hl. Stefanus errichtet worden ist und jetzt noch der schon vorher errichtete Altar des hl. Benedikt steht, — eine Deutung, die hier ganz ausgeschlossen ist. Und so bringt meines Erachtens eigentlich schon diese eine Stelle die neue Lehre zu Fall. Noch mehr aber trifft dies zu von allen den anderen Stellen, die von der unbewohnten Waldwildnis handeln, in der die Elchjäger unter freiem Himmel nächtigen mußten und wo Hariolf über Baumwurzeln stolperte und schädliche Bäume fällen mußte, um einen Bauplatz für das Kloster freizulegen.

Mettler nimmt es nun freilich nicht schwer, sich mit Ermenrichs Bericht in Widerspruch zu setzen, indem er darin nur das als glaubhaft anerkennt, was der Verfasser aus eigener Anschauung über die zu seiner Zeit vorhandenen Oertlichkeiten und Bauten hinzufügt, alle Erzählungen über vergangene Begebenheiten aber für Legende erklärt, die um kein Haar mehr wert sei als die Menge anderer Klostergründungssagen, wie sie einer frommen Phantasie ihre Entstehung verdanken. Hier haben wir den Hauptpunkt, wo der Gegenanwalt einhaken muß, der für die Verteidigung der bisherigen Ueberlieferung eintreten will. Wenn Mettler seinen Vorgängern vorwirft, sich durch eine Textänderung eine wichtige geschichtliche Erkenntnis verbaut zu haben, so müssen wir ihm entgegnen, daß er sich selbst eine wichtige Erkenntnisquelle verbaut, indem er die ganze Schrift so gering einschätzt.

Es ist zuzugeben: die vielen Erzählungen über die Entstehung von Klöstern, Kapellen, Wallfahrten und dergleichen, die sich von Mund zu Mund fortpflanzen und von Späteren gelegentlich auch einmal aufgezeichnet werden, haben im allgemeinen wenig Beweiswert, gleichviel ob sie mit Wundererzählungen geschmückt sind oder nicht. Aber Ermenrichs Aufzeichnung über das Leben Hariolfs gehört nicht zu diesem großen Haufen von Sagen. Wenn auch der Norddeutsche Wattenbach, beirrt durch die dichterische Einkleidung und die eingeflochtenen sieben Wundergeschichten, sie für völlig sagenhaft erklärte, so ist sie doch von allen anderen Forschern, die sie aufmerksam geprüft haben, selbst von Gustav Bossert, der gewiß den Klosterlegenden mit schärfstem Mißtrauen gegenüberstand, als ernsthaftes Geschichtsdokument anerkannt, durch welches Ellwangen, wie schon eingangs erwähnt, vor vielen anderen, selbst weit jüngeren Klöstern den Vorzug hat, eine verhältnismäßig frühe schriftliche Bestätigung seiner Gründungsgeschichte zu besitzen.

Die Vita Hariolfi ist verfaßt von einer gut beglaubigten Persönlichkeit, einem Benediktiner, der ums Jahr 850 von St. Gallen nach Ellwangen kam, 865 Bischof von Passau wurde und 874 gestorben ist. Die Schrift muß während seines Ellwanger Aufenthalts, wo er Abt gewesen sein soll, verfaßt sein, spätestens 855, da der Bischof Gozbald von Würzburg, dem er die Schrift zur Begutachtung schickte und der sie auch geprüft und gebilligt hat, 855 gestorben ist[14]). Das ist ein Zeitpunkt, der nur ein Jahrhundert von den ersten Anfängen des Klosters entfernt ist, das nach übereinstimmender Annahme der maßgebenden Forscher frühestens zwischen 749 und 752 gegründet worden ist.

Im Lauf von hundert Jahren können nun freilich schon allerhand Sagen entstehen. Aber man muß doch die behaupteten Tatsachen auf ihre Beschaffenheit und die Ueberlieferung auf ihre Quellen ansehen. Sagen pflegen zu entstehen durch Deutung von Erscheinungen der Außenwelt, deren Ursachen vergessen sind. Eine Sage, die an eine Oertlichkeit geknüpft ist, pflegt zwangsläufig eine Gestalt anzunehmen, die mit der sichtbaren Sachlage übereinstimmt, zu deren Erklärung sie dienen soll. Nach Mettler läge aber hier eine Sage vor, die zu den tatsächlichen Umständen gar nicht paßt, insofern sie sich an zwei Punkte

[14]) Bossert, Jahrb. 1910, S. 19.

von erheblichem Abstand knüpft, während ihr Sinn eine Einheit des Orts erheischt. Ist dies schon an sich unwahrscheinlich, so war im vorliegenden Fall für eine Sagenbildung — abgesehen von nebensächlichen Ausschmückungen — überhaupt kein Raum, weil die Quellen für die Erkenntnis der geschichtlichen Wahrheit noch keineswegs verschlossen waren.

Wenn auch Ermenrich selbst von auswärts hergezogen war, so schrieb er seinen Bericht doch inmitten eines Kreises von alten Ellwangern, deren Erinnerungen zum Teil bis in die Zeit zurückreichte, als die Bauentwicklung noch in Fluß war. Wenn auch vielleicht niemand mehr von ihnen die Klostergründer persönlich gekannt hat — Hariolf soll um 780, nach anderer Lesart erst 814 gestorben sein —, so müssen doch z. B. die Siebzigjährigen unter ihnen den Abbruch des ältesten Interimsklosters und den Baubeginn der Leutkirche noch selbst miterlebt haben. Gerade diese Alten unter den Ordensbrüdern hat sich Ermenrich offenbar mit Sorgfalt als Gewährsmänner ausgesucht, so den Mönch Machtolf, eine auch sonst geschichtlich beglaubigte Persönlichkeit[15]), die hochbetagt gewesen sein muß, — wie dadurch angedeutet wird, daß Machtolf während seiner Auskunfterteilung manchmal einnickt, aber auf Anruf sich gegen den Verdacht wehrt, nicht mehr hell im Kopf zu sein —, und den schon erwähnten Bischof Gozbald, einen Verwandten Hariolfs und Lehrer des gleichfalls nicht mehr jungen Ermenrich. Soweit nicht die eigene Erinnerung dieser Lebenden reichte, haben sie doch jedenfalls ältere Ordensbrüder oder sonstige Ansäßige noch persönlich gekannt und gesprochen, die die ganze Gründungsgeschichte miterlebt haben und sich vom Stifter Hariolf selbst die Beweggründe und den Verlauf der Klostergründung erzählen ließen. So bestätigt Machtolf ausdrücklich, daß er den Grimoald, einen der ersten Mönche, noch gekannt und von ihm eingehende Mitteilungen über seinen Eintritt ins Kloster erhalten habe. Eine so wichtige Begebenheit wie die Gründung des eigenen Klosters hat man sich jedenfalls auch scharf ins Gedächtnis eingeprägt, das damals noch besser war als im heutigen Zeitalter der schriftlichen Gedächtnisbrücken. Und vor Verfälschung hatte die Ueberlieferung dadurch einen Schutz, daß sie von einer ganzen Gesellschaft getragen war, deren Glieder sich in der Erinnerung gemeinsamer Erlebnisse unterstützen und kontrollieren konnten[16]).

Ich möchte daher — beiläufig bemerkt — in Bezug auf die Glaubwürdigkeit der Schrift noch weiter gehen als Bossert und möchte dessen Zweifel nicht teilen, ob Hariolf und Erlolf verschiedene Personen seien. Die Gewährsmänner Ermenrichs unterscheiden allzu deutlich zwischen den beiden Gründern, und zu ihrer Jugendzeit war doch Hariolf kaum erst tot und war doch seine Gestalt und

[15]) Bossert, Jahrb. S. 19 N. 1.

[16]) Neuestens ist auch Marcel Beck (Berlin) in einer „quellenkritischen Studie" für die Glaubwürdigkeit der Vita Hariolfi eingetreten und hat zum Beweis auch die Urkunde Ludwigs des Frommen vom 8. April 814 herangezogen, die er für echt hält und die den Inhalt der „Vita" bestätigt. „An den hier berichteten Einzelheiten muß ganz anders, als es bisher geschah, festgehalten werden." Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens Bd. 52 (1934) S. 110.

sein Leben jedenfalls noch in frischer Erinnerung[17]). Nur die Angabe Ermenrichs, Hariolf sei auch Bischof von Langres gewesen, dürfte auf Irrtum beruhen, der durch die Aehnlichkeit der Namen veranlaßt sein mag, insofern die in Langres geübte Schreibweise Herulfus und die dortige Chroniknotiz, dieser Bischof habe das Kloster Ellwangen gegründet, von Späteren auf Hariolfus statt auf den Mitgründer Erlolfus bezogen wurde. Auch die Geschichte von der Jagd, dem Glockenklang und dem Sturz im Walde möchte ich insofern für geschichtlich betrachten, als Ermenrich diese Tatsachen wohl nicht erfunden, sondern der unter den Mönchen bestehenden Ueberlieferung entnommen hat und daß diese schon auf die Gründungszeit und die eigenen Mitteilungen der Stifter zurückgeht, die ebenso wie andere Klostergründer im Interesse des Gedeihens ihrer Stiftung Wert darauf gelegt haben dürften, den von ihnen erkorenen Stätten von Anfang an den Glorienschein göttlicher Weihe zu geben. Wenn der Sturz auf den Boden mit dem gleichzeitigen Ausspruch „Haec requies mea" auch schon in der Vita St. Galli vorkommt und geheimnisvolle Glockentöne als göttliche Stimmen auch bei anderen (älteren?) Klostergründungen eine Rolle spielen, so liegt es umso näher, daß auch die Gründer Ellwangens zum Zweck der Werbung für ihr Unternehmen die Winke Gottes, die sie empfangen haben wollen, in solche dem Volksglauben angepaßte Formen kleideten, sei es, daß sie diese Erzählungen in frommer Absicht erfanden oder zufälligen Vorkommnissen gutgläubig solche übernatürliche Bedeutung beimaßen. In der Form mag der dichterisch veranlagte Verfasser seine Erzählung mit Zügen aus der Vita St. Galli und anderen ihm bekannten Schriftwerken ausgeschmückt haben; den Tatbestand zu fälschen, durfte er sich angesichts der besseren Kenntnis seiner Berichterstatter und Zuhörer nicht erlauben.

Jedenfalls die für unsere Frage entscheidende Behauptung, der ganze Ort sei erst hundert Jahre alt, entstanden aus einer öden Sumpf- oder Waldwildnis, konnte Ermenrich unmöglich aufstellen, wenn schon vor der Klostergründung hier ein Dorf mit Kirche stand. Ob das eine oder das andere stimmt, das konnten doch damals nicht bloß die Alten, sondern auch die Jungen, die von der Ortsgeschichte gar nichts wußten, rein auf Grund des Augenscheins nachprüfen.

Nehmen wir als Beispiel Neu-Ulm! Wer behaupten wollte, dieser Ort sei mehr als hundert Jahre alt, dem wird man sofort entgegnen: wo sind denn die alten Gebäude? aus dem Stil des Ganzen spricht doch die Entstehungszeit! Umgekehrt: wenn jemand von einem Dorf — sagen wir Schwabsberg — behaupten würde, es sei nicht vor dem Jahr 1830 gegründet worden, so würde doch jeder Beschauer aus dem Gesamtbild und zahlreichen Einzelheiten das Gegenteil erkennen. Selbst bei einer verhältnismäßig jungen Bauschöpfung kann man doch schon auf den ersten Blick schätzen, ob sie etwa hundert oder zweihundert Jahre alt ist. Wenn zum Beispiel von Ludwigsburg oder Freudenstadt jemand behaupten wollte, die Stadt sei erst im 19. Jahrhundert entstanden, so würde man ihm sofort erwidern: nein, der Ort ist zwar noch jung, aber zwei bis drei Jahrhunderte alt muß er doch schon sein. Aber bei der einfachen Bauweise ums Jahr 800 waren vielleicht solche Schätzungen nicht so leicht? Nein, die fränkischen Benediktinermönche brachten sicher ganz neue Baugedanken in die Gegend, sei es, daß sie gleich in Stein oder zunächst nur in Holz bauten. Von diesen kaum hundert Jahre alten Klosterbauten wäre sicher ein älterer alamannischer Bauernhof oder ein Gotteshaus der ältesten Christenheit leicht zu unterscheiden gewesen. Und ein Dorf hat doch auch eine Feldmarkung, die Zeit zu ihrer Entwicklung

[17]) Vgl. J. Zeller, Jahrb. 1920/21. S 97. — Gleicher Ansicht M. Beck (s. vorige Note) S. 115.

braucht. Die ganze Gegend sieht doch ganz anders aus, je nachdem sie vor hundert Jahren noch eine Urwaldwildnis war oder ein längst benütztes Ackergelände. Dafür gibt es auch heute noch Beispiele trotz der rascheren Gangart der Kultivierung, zum Beispiel den Kurort Sellin auf Rügen, dem man auf den ersten Blick ansieht, wie er sich erst im letzten Jahrhundert in ein großes einsames Waldgebiet hineingefressen hat.

Man könnte nun gegen die Glaubwürdigkeit der Darstellung Ermenrichs einwenden, diese frühchristlichen Benediktinerklöster haben doch die Aufgabe gehabt, das Christentum zu befestigen und die fränkische Bildung unter den Alamannen zu verbreiten; sie hätten also ihren Zweck verfehlt, wenn sie bloß Einsiedeleien in einer von Tieren bewohnten Wildnis gewesen wären. Allein nach Ermenrichs deutlicher Darstellung war ein wesentlicher Zweck dieser Klostergründung die Kolonisation, d. h. die Anlockung neuer Siedler auf noch unbebautem Boden, welches Vorhaben auch bestens gelang, wie wir schon sahen. Dazu kommt, daß im südlichen Halbrund der Umgebung eine Reihe schon bestehender Dörfer nahe genug war, um von der Fürsorge dieser Mönche erreicht zu werden. Denn wie längst von den maßgebenden Forschern anerkannt ist, geht die Vorstellung fehl, die man aus der Vita Hariolfi früher herausgelesen hat, der sumpfige Urwald, in dem das Kloster entstand, habe sich nach allen Seiten meilenweit erstreckt. Nein, Ellwangen liegt nahe an der Südgrenze dieses Urwaldgebiets. Die für Ackerbau geeignete Schwarzjura- oder Liasterasse reicht im Süden und Osten dicht an diese Keupersandzone heran; Neuler, Dalkingen, Neunheim, Rattstadt liegen schon auf diesem Ackerboden, der sich zungenförmig sogar bis zum Schloßberg und Schönenberg herstreckt.

Das Grabhügelfeld auf dem Wagenhart beweist, daß eine Viertelstunde östlich von Schwabsberg, drei Viertelstunden südlich von Ellwangen schon zur Hallstadtzeit ein Dorf lag. Daß bei der Gründung Ellwangens das Dorf Röhlingen schon bestand, erfahren wir aus der Vita Hariolfi selbst. Daß auch Schwenningen, Dalkingen, Hüttlingen schon beim ersten Einbruch der Alamannen gegründet wurden, ist aus den Namen zu schließen. Daß auch Schwabsberg schon existierte, mag uns der hl. Martin verraten, der beliebte Schutzpatron der Franken bei ihren Bemühungen um Einführung des Christentums. Auch Neunheim dürfte schon bestanden haben, da der Vorstoß der Alamannen oder Franken, der die Dorfgründungen mit dieser Namensendung gebracht haben soll, gleichfalls der Gründung des Klosters Ellwangen zeitlich vorangeht. Und so mag auch als möglich zugegeben werden, daß sogar schon Schrezheim existierte, wenigstens der auf der Höhe außerhalb des Sumpfgeländes gelegene Teil des Ortes.

Hier aber war sicher die nördlichste Grenze der Besiedelung nach dem Stand um 750 n. Chr. Denn daß das Keupersandgebiet des Virngrundes, „an der Scheide zwischen Franken und Rhätien", innerhalb dessen noch die Stadt Ellwangen liegt, eine unbewohnte Waldwildnis war, ein meilenweiter Grenzstreifen, der in den Kämpfen der Alamannen mit den Römern einerseits und den Franken andererseits von beiden Teilen gemieden war, das zeigt heute noch ein Blick vom Schloß oder Schönenberg: noch jetzt ein zusammenhängendes Nadelwaldgebiet, bestehend aus sandigen Hügelrücken und sumpfigen Niederungen, nur durchbrochen von einzelnen Rodungsstücken mit Weilern, deren Namen unverkennbar auf spätere Ausreutungen hinweisen, wie

dies bei Bossert und Hutter[18]) überzeugend ausgeführt ist, heute noch eine der einsamsten Wald- und Heidegegenden des Landes, die für die alamannischen Bauern der Frühzeit, denen reichlich Ackerboden zur Verfügung stand, keine Anziehungskraft haben konnte außer als Jagdrevier und Weide. Denn diese Eroberer waren praktisch genug, sich zunächst da anzusiedeln, wo schon ihre Vorgänger, die Kelten und die Römer, Vorarbeit durch Rodung und Entsumpfung geleistet hatten. Erst zwei Stunden weiter nördlich, in der Muschelkalkebene von Crailsheim, haben wir uns wieder ein zusammenhängendes, von den Franken besiedeltes Ackerland zu denken.

Schauen wir uns nach Römerfunden um in Erwägung, daß die Alamannen sich naturgemäß mit Vorliebe auf den schon von den Römern geschaffenen Feldmarkungen niederließen, wenn sie auch die zerstörten Römerbauten selbst zu meiden pflegten, so ergibt sich auch hier ein negativer Befund. Eine Römerstraße führte durch Ellwangen nicht. Die römischen Kastelle oder Wohnplätze reichen nicht über den Grenzwall hinaus. Ein Münzschatz auf dem Schönengraben, der bei Kriegsgefahr im Wald vergraben worden sein kann, beweist ebensowenig wie der römische Kopf an der Stiftskirche, der von Aalen, Buch oder dergl. hergebracht worden sein kann. Mit Recht weist Hutter darauf hin, daß der römische Limes im allgemeinen die Grenze zwischen dem besiedelten Ackerboden und der unbewohnten Waldzone bildete und daß schon dieser Umstand den außerhalb vom Limes gelegenen Orten die Vermutung später Besiedelung zuweist, wie auch die archäologische Karte eine deutliche Scheidelinie erkennen läßt: südlich vom Grenzwall eine Häufung von römischen und vorrömischen Bodendenkmälern, nördlich auffällige Leere, besonders im Bereich des Virngrundes. Vorgeschichtliche Ringburgen, wie vielleicht die Rinderburg eine ist, sind für Siedelungen nicht beweisend; sie wurden als Zufluchtsstätten oft gerade in einsamen Waldgegenden angelegt. Ein von der Oberamtsbeschreibung erwähnter Grabhügel auf dem Galgenberg beweist in seiner Vereinzelung nichts, zumal da die Zeit seiner Entstehung nicht ermittelt ist. Die Karte der Alamannensiedelungen von Veeck zeigt im ganzen Nordosten Württembergs außerhalb vom Limes bis zur Main-Wasserscheide nur ganz vereinzelte Fundstellen, von denen nur drei als Reihengräber gesichert sind, alle schon außerhalb der Keuperzone in der fränkischen Muschelkalkebene liegend[19]). Auf ganz unsicheren Anhaltspunkten beruhen die von der Oberamtsbeschreibung in der Nähe Ellwangens genannten Alamannenfunde von Neuler und Schwabsberg, die übrigens noch in die besiedelte Liaszone hineinreichen. Noch fragwürdiger ist das von den Württ. Jahrbüchern von 1823 (S. 39) erwähnte, „wahrscheinlich deutsche" Leichenfeld bei Eggenrot, Gemeinde Schrezheim, einem durch Lage und Namen gekennzeichneten Waldrodungsort.

Urkunden, die auf ein vorklösterliches Ellwangen hindeuten, sind nirgends zu finden. Am ehesten könnte eine Stelle der Vita Hariolfi selbst herangezogen werden, die übrigens Mettler selbst nicht ausdrücklich zur Begründung seiner Ansicht verwertet, nämlich die Worte Machtolfs: „Dominus Hariolfus, quando hunc locum excolere coepit, non habuit colonias nisi tres possessas", d. h.: Zu der Zeit, als Herr Hariolf diesen Platz zu bearbeiten (oder zu besiedeln) begann, hatte er nur drei Kolonien (Pachtgüter?) in seinem Besitz.

[18]) Dr. Otto Hutter, Das Gebiet der Reichsabtei Ellwangen. Darstellungen aus der Württ. Geschichte Bd. 12 (1914).

[19]) Ingersheim bei Crailsheim, Kocherstetten, Criesbach am Kocher. Vergleiche W. Veeck, Die Alamannen in Württemberg. 1931.

Bossert nimmt an, diese drei Bauernhöfe habe Hariolf schon als väterliches Erbe überkommen, und auch Vogelmann meint, die drei schon bestehenden Pachthöfe habe er als erste Gabe dem Kloster dargebracht. Daraus könnte man folgern, daß dann bei diesem Gehöft auch schon eine kleine Kirche gestanden sein könnte. Allein der Sinn dieser Worte ist wohl ein anderer. Ermenrich betont zuvor deutlich genug, daß das Kloster in einer völlig unbewohnten Waldwildnis gegründet worden sei, und kommt dann darauf zu sprechen, daß es bald nach seiner Gründung viel Zulauf bekommen habe und zwar auch von Laien und nicht bloß zu vorübergehender Andacht, sondern auch zu dauernder Ansiedelung bei diesem wirtschaftlichen Stützpunkt. Und zwar sei die Zahl dieser Kolonisten, die sich auf dem bisherigen Grundbesitz Hariolfs, jetzt Klostergut, als Pächter oder Lehensleute festsetzten, zur Zeit seines Todes schon auf 300 Anwesen angewachsen, während es anfangs nur 3 gewesen seien, — anfangs, d. h. zur Zeit der Klostergründung, nicht schon vorher. Wenn Vogelmann und Bossert die Höfe als schon vorhanden ansehen, so bringen sie ihre Deutung mit der Erzählung Ermenrichs dadurch in Einklang, daß sie das Wort locus mit „Gegend" übersetzen und annehmen, Hariolf habe schon vor der Klostergründung in der Umgebung Ellwangens Hofgüter besessen, die er dann dem Kloster geschenkt habe. Diese Möglichkeit ist nicht zu bestreiten. Denn wenn Hariolf in dieser Gegend einen Wald als Jagdgebiet besaß, so wird er vermutlich auch irgendwo in der Nähe seinen Wohnsitz gehabt haben, vielleicht in dem Dorf Röhlingen, wo er bald nach der Klostergründung von einem Fremden namens Grimoald, der im Kloster Aufnahme suchte, angetroffen wurde.

Wenn Mettler unter Bezugnahme auf Hutter[20]) annimmt, auf der Markung Ellwangen sei schon ein Ort namens Gröningen (oder Grüningen) gestanden, also eine Siedelung frühalamannischer Namensform, so stützt sich dies auf eine Stelle der Ellwanger Zinsbücher: „ein Hof zu Gruoningen, der da nahent lit by Ellwangen." Nach Hutters Ermittlungen soll der Hof, von dem man sonst nichts weiß, an der Stelle des heutigen Schafhofs (bei der Rinderburg) gestanden sein, also zwei Kilometer nördlich von der Stadt. Er vermutet, daß der Hof ebenso wie das abgegangene Bösingen, das in der Richtung gegen Neuler lag, zu Schrezheim gehört habe, rechnet übrigens mit der Möglichkeit einer späteren Entstehung dieser Namen, deren Endung für ein bloßes Gehöft ungewöhnlich sei. Wir können ruhig als möglich unterstellen, ohne unseren Standpunkt ins Wanken zu bringen, daß auf jenem sonnigen Hügel eines jener ältesten Landgüter Hariolfs stand als eine der ersten Einbruchstellen der Kultur in die Waldwildnis des Virngrunds. Sollte dieser Hof älter sein als das Kloster, so kann sich trotzdem Hariolf in der angrenzenden Sumpfniederung verirrt haben. Die Entfernung von der Gründungsstätte ist erheblich genug.

Der Name Ellwangen kommt vor der Klostergründung nicht vor. Der Name beweist zwar nicht, daß er erst durch die Stifter im Zusammenhang mit der Klostergründung geschaffen worden ist, wie Ermenrich ihn sich zurechtlegt (Elchenfanc = Elchfang); er deutet aber auch nicht auf frühere Entstehung hin, sondern scheint eher erst geschöpft worden zu sein, als die Uebung, die Sippensiedlungen mit dem Personennamen des Gründers und der Endung „ingen" oder „heim" zu bezeichnen, schon abgekommen war und man für die neu zu schaffenden

[20]) Hutter (vgl. o. N.[16]) S. 48.

Namen schon Anleihen bei der Landschaft, der Pflanzen- und Tierwelt machte. Wenn Ernst Miller[21]) auch Recht hat, daß die Endung wang alamannisches Sprachgut ist, so macht er doch einen Sprung mit der Annahme, die Gründer von Wohnorten mit dieser Endung müssen Alamannen gewesen sein. Denn wie er selbst vorträgt, kommt das Wort namentlich als Flurname häufig vor. Es ist also naheliegend, daß die Alamannen, die in den benachbarten Dörfern wohnten, dem Gelände, wo später das Kloster erstand, den Flurnamen Elchwang (Elchweide) gegeben hatten und daß dann die fränkischen Klosterstifter diesen Namen übernahmen, ähnlich wie der Name Stuttgart von einem vorherigen Stutengarten abgeleitet sein soll. Dieselbe Schlußfolgerung ergäbe sich, wenn der Name, wie Fritz Gönner meint[22]), von einer Elch-Fanggrube herkäme.

Die von Karl Weller nachgewiesene Reichsstraße, die seit der Merowingerzeit von Oehringen über Ellwangen nach Pförring an der Donau geführt habe[23]), kann zum Beweis nicht herangezogen werden, auch wenn man unterstellt, daß sie schon vor der Klostergründung bestanden und gerade an dieser Stelle die Jagst überschritten habe. Es handelt sich hier nicht um eine militärische Anlage, die an jedem Flußübergang einen Brückenkopf haben mußte. Auch die Städte wurden nicht immer an diesen Fernstraßen angelegt, wie die von Weller angeführten Gegenbeispiele zeigen (Rothenburg, Markgröningen). Die Dörfer vollends stehen mit diesen Fernstraßen meist in keinem ursächlichen Zusammenhang; sie entstanden da, wo brauchbares Ackerland war. An Straßenübergängen über ein Waldtal lag oft, wie noch heutige Beispiele zeigen, nur eine Mühle; und auch sie konnte fehlen, wenn keine genügende Wasserkraft zur Verfügung stand. Auch für eine Zollstätte an dieser Stelle war vermutlich kein Bedarf, da nach Weller der Zoll in Willa (Müllen) an der blinden Rot erhoben wurde, im Osten vermutlich erst wieder an der Grenze der Grafschaft Oettingen.

Aber wird nicht die Glaubwürdigkeit unserer Erzählung von dem Verirren im Walde und dem langen Umherstreifen im Sumpf erschüttert, wenn doch dicht bei der Klostergründungsstätte eine Staatsstraße das Tal überquerte mit einer Brücke über den Fluß? Aber wie sah damals eine solche Straße aus? War es nicht bloß eine Waldschneiße mit einer Fähre? Ich glaube, statt den uns unbekannten Zustand jener Straße zur Widerlegung des Gründungsberichts heranzuziehen, sollten wir umgekehrt aus der Schilderung, die wir durch Ermenrich und seine Gewährsmänner von dem damaligen Aussehen der Gegend haben, den Schluß ziehen, daß es mit jener königlichen Straße durch den Virngrund zu Hariolfs Zeiten noch recht dürftig

[21]) Vgl. N. 9.

[22]) „Vergangenheit und Gegenwart", Beil. der Jpf- und Jagstzeitung 1927/28 S. 17, 21, 24 und die Entgegnungen von Ernst Miller S. 19 und 23. Die Form „Elehenfanc" beruht wohl nur auf einer verunglückten Deutung der Ableitung des Namens. Ueber die Schreibweise war sich Ermenrich offenbar selbst nicht klar; denn er schreibt ja nachher auch „Elewangin".

[23]) Württ. Vierteljahrshefte 33 (1927) S. 3 f. „Württemb. Vergangenheit" Festschrift 1932 S. 89 ff.

bestellt war und daß vielleicht eben diese Mißstände für die fränkischen Eroberer mitbestimmend waren, durch den Fleiß der Mönche in diesem Grenzland einen besseren Stützpunkt für Wirtschaft und Verkehr zu schaffen.

Dabei ist noch der von Weller festgestellte Umstand in Betracht zu ziehen, daß die Straße von Westernach bei Kupferzell bis Kösching bei Ingolstadt in zwei Strängen verläuft, ohne daß bis jetzt ein einleuchtender Grund gefunden wurde, warum man gerade auf dieser Strecke einen solchen Doppelaufwand machte. Ich glaube, die Erklärung liegt nahe, daß diese „Reichsstraße", die vermutlich zur Zeit der Alamannenherrschaft über Hall (wegen der Salzquelle) und durch das fruchtbare, stark besiedelte Ries geführt hatte, in der Merowingerzeit während der Kämpfe mit den Alamannen weiter nach Norden (über Crailsheim—Weißenburg) verlegt wurde, da das weiter südlich gelegene Land noch lange von den Alamannen und Bayern besetzt und der Weg durch den Virngrundwald angesichts der Nähe des Feindes zu unsicher war. Nachdem die Franken seit 536 auch die Herrschaft über den Rest des Alamannenlandes südlich vom Virngrund errungen hatten oder nachdem Karl Martell 727 die Alamannen nochmals geschlagen und endgültig unterworfen und das „Sualafeld" (Ries) in königliche Verwaltung genommen hatte, wurde die Straße vermutlich in ihre ursprüngliche Bahn zurückverlegt. Und die Gründung des Klosters Ellwangen mag denn eben dem Bedürfnis entsprungen sein, an dieser neuen Straßenlinie vor ihrem Eintritt in das einsame Waldgebiet oder nach ihrem Austritt aus demselben einen Stützpunkt zu haben, ähnlich wie am Uebergang des südlichen Straßenstrangs über die Altmühl die Zelle Solnhofen entstand. Der nördliche Straßenstrang kam dann vermutlich wieder außer Gebrauch, was auch durch die von Weller berichteten Bodenforschungen Winkelmanns (Eichstätt) bestätigt wird, wonach der südliche Strang stärkere Spuren von Benützung aufweise als der nördliche.

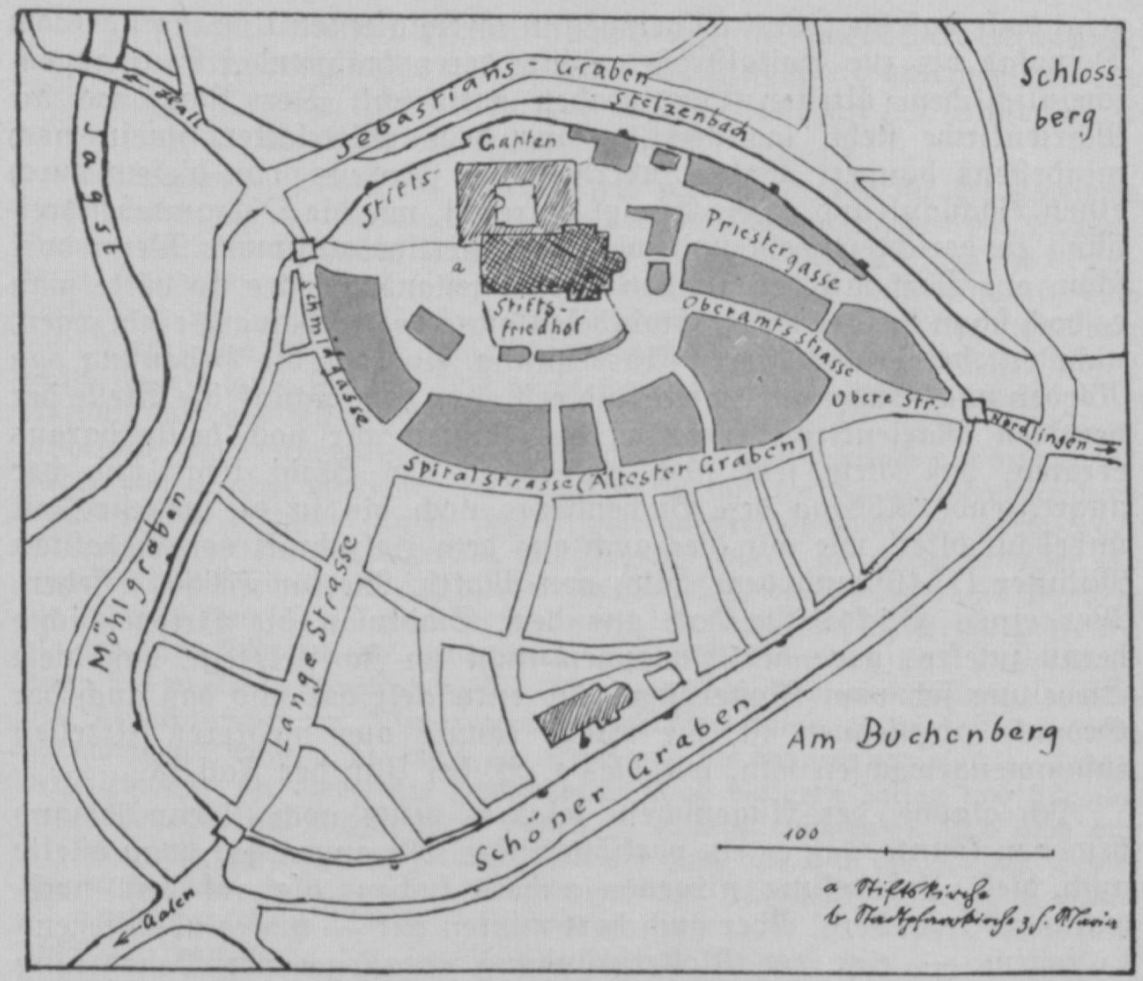
Viel Wert legt Mettler auf den Vergleich mit ähnlichen Entwicklungen anderer Klöster. Es ist keineswegs zu bestreiten, daß manche Klöster an Orten errichtet wurden, wo schon ein Dorf stand und ein schon bestehendes Gotteshaus als vorläufige Klosterkirche und Häuser der Eingeborenen als vorläufige Wohnungen benützt werden konnten, mitunter — wie in Zwiefalten — in so weitgehendem Maß, daß die Dorfbewohner ausgetrieben wurden und sich in stundenweiter Entfernung neu ansiedeln und ihre bisherige Dorfkirche den Mönchen überlassen mußten. Aber ebensowenig ist zu leugnen, daß viele Klöster einsam mitten in den Wald hineingesetzt worden sind, ohne eine Stütze an einem nahen Dorf zu haben. Als Beispiele könnten nicht bloß zahlreiche Zisterzienser-, Prämonstratenser- und Karthäuserklöster genannt werden, sondern auch alte Benediktinerabteien wie St. Gallen, St. Blasien. Für die Platzwahl der Klöster gibt es nur die eine Regel, daß ein Grundstück vorhanden sein muß, das ihnen von irgend einem Herrn — in der Regel schenkweise — überlassen worden ist. Das kann eine Burg sein, die ihrem Adelsherrn entbehrlich geworden ist, wie Lorch, Comburg, Oberelchingen, Scheyern, Roggenburg. Es kann ein schon bestehendes Dorf oder Gehöft sein; es war aber auch oft genug ein Stück Urwald oder Oedland oder Sumpf, das die Mönche erst durch mühsame Arbeit bewohnbar machen mußten, wie dies die Benediktinerregel ausdrücklich vorsieht. Auch Platzveränderungen kamen bei Klöstern in ihren Erstlingszeiten nicht selten vor, aber doch meist nur

dann, wenn ihnen durch eine weitere Schenkung ein besserer Platz zufiel. Ein solcher Beweggrund ist hier nicht erfindlich. Der Bauplatz, wo nachher das Kloster erstand, gehörte doch wohl auch dem Stifter und wurde von diesem gleich zu Anfang dem Kloster geschenkt; denn hier lag ja auch nach Mettlers Annahme wenigstens eine der zwei von Gott gezeigten Stätten. Wozu dann die Umständlichkeit, zuvor Interimsquartiere zu beziehen in der „störenden Nachbarschaft der bürgerlichen Niederlassung", statt sich sogleich auf dem viel günstigeren Baugrund der endgültigen Heimat einzunisten? Ein vorläufiger Betsaal oben auf dem Sandhügel wäre doch rasch zu erstellen gewesen!

Um ganz sicher zu gehen, müssen wir uns doch auch noch in der Pfarrgeschichte Ellwangens ein wenig umsehen. Denn die bekämpfte These hätte doch wohl nur dann einen haltbaren Boden, wenn wir wüßten, daß die heutige Marienkirche die älteste Pfarrkirche Ellwangens sei. In seiner Verfassungsgeschichte des Chorherrnstifts (S. 377—82) hat aber J. Zeller nachgewiesen, daß es bis zur Aufhebung der Fürstpropstei zwei Pfarreien in der Stadt gab, die eine für diejenigen Einwohner, die zum exemten, d. h. von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreiten Stiftsgebiet gehörten, die andere für die Personen, die außerhalb jener privilegierten Zone wohnten. Die letztere war die heutige Stadtpfarrkirche zur hl. Maria; sie war eine Tochter der ersteren und bestand keinenfalls schon zur Zeit Ermenrichs, sondern ist wahrscheinlich nicht lange vor ihrer erstmaligen Erwähnung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts (?) entstanden[24]).

Ihre Absplitterung von einem schon bestehenden Organismus zeigt sich deutlich daran, daß gewisse Rechte und Pflichten, die sonst stets mit einer Pfarrei verbunden sind, bis in die Neuzeit dem Stiftspfarrer vorbehalten blieben, so die Oelung und die Beerdigung der Angehörigen beider Pfarrsprengel, und daß sie nicht einmal einen eigenen Kirchhof hatte, der sich vielmehr für beide Pfarreien bei der Stiftskirche befand, bis im Jahr 1486 der Wolfgangsfriedhof außerhalb der Stadt angelegt wurde. Und da die päpstliche Vergünstigung der Exemption, die zwar nicht von Anfang an bestand, aber im 12. Jahrhundert schon anerkannt war, an den Kernbesitz des Klosters geknüpft war, nicht an die später hinzu erworbenen Gebiete, so liegt gerade darin ein weiterer Beweis für die spätere Entstehung der Marienkirche, daß sie bis zum Ende des Fürstentums

[24]) Zeller, Chorherrnstift S. 377 N.[2]. Der heutige Bau reicht nur bis in die Frühgotik hinein. Kunstinventar Jagstkreis S. 128. — Auch Bossert (Sonderdruck S. 50) hat schon die Frage ausdrücklich aufgeworfen, ob die popularis basilica des Ermenrich nicht in der heutigen Marienkirche wiederzuerkennen sei, lehnt aber den Gedanken ab und verlegt die Entstehung der letzteren frühestens ins 13. Jahrhundert. Er hat auch schon richtig gesehen, daß es schon frühestens in der Zeit von 1208 bis 1227 eine Stiftspfarrei gegeben habe, die älter sei als die Marienstadtpfarrei und schon von Ermenrich mit den Worten popularis basilica erwähnt werde. Wenn er freilich meint, diese sei ein besonderes Gotteshaus gewesen, das nahe beim Kloster an unermitteltem Platz stand und zu unbekannter Zeit aus unbekannten Ursachen spurlos verschwand, worauf dann die daran geknüpfte älteste Pfarrei auf die Stiftskirche (genauer Klosterkirche) übertragen wurde, die bis dahin ausschließlich für den Gottesdienst der Mönche diente, so erscheint dies doch als eine recht verzwungene Konstruktion, deren Schlingen sich einfach lösen durch unsere im Text vertretene Annahme.



Ellwangen ums Jahr 1700.

außerhalb dieses engeren Machtbereichs der Ellwanger Stiftsherren lag trotz deren vielhundertjährigen gegenteiligen Bemühungen[25]).

Wenn für die Identität der Marienkirche mit der „popularis basilica" Ermenrichs die Annahme Bosserts angeführt werden will, daß schon die letztere der Maria geweiht gewesen sei, so ist zu bemerken, daß diese Vermutung selbst erst des Beweises bedarf und nur darauf gestützt wird, daß Grimoald auf einem Altar der Leutkirche ein Sitzbild der Maria mit Kind sah.

Schließlich noch eine Erwägung, die jeder Laie ohne Geschichtskenntnis lediglich auf Grund aufmerksamer Beobachtung anstellen kann! Wenn die erste Pfarrkirche Ellwangens an der Stelle der heutigen Marienkirche stand, warum hat sich dann der Wohnort nicht um diesen Kern herum entwickelt, namentlich auch nach dem günstigen Bauland des Buchenbergs hin? Ein Blick auf den heutigen Stadtplan

[25]) Seit dem 12. oder 13. Jahrhundert behaupteten die Ellwanger Aebte auf Grund einer gefälschten Bulle, die dem Kloster zustehende Exemption, die für das engere Klostergebiet schon anerkannt war, sei vom Papst schon im Jahr 979 auf das ganze übrige Gebiet ausgedehnt worden, insbesondere die in demselben befindlichen weiteren Gotteshäuser, hatten aber mit diesem Anspruch keinen Erfolg. Zu den letzteren gehörte auch die Marienkirche, die zwar 1259 dem Kloster „inkorporiert" wurde, aber auch fortan noch im Amtsbereich des Bischofs von Augsburg verblieb. Zeller, Chorherrnstift S. 374, 378.

zeigt doch, daß die Stadt Ellwangen in ihrem ältesten Umfang nur vom Domplatz bis zur Spitalstraße reichte, deren halbrunder Lauf augenscheinlich dem ältesten Stadtgraben entspricht. Der Platz, wo die Marienkirche steht, lag also bis ins hohe Mittelalter hinein noch mindestens hundert Meter außerhalb des Fleckens, von diesem durch einen Bachlauf und einen Sumpf getrennt, wie die Oberamtsbeschreibung zu berichten weiß und wie auch Mettler annimmt. Wenn dort schon ein Dorf mit der ältesten Kirche gestanden wäre, so hätte man es doch schon bei der ersten Stadtbefestigung in die Mauern einbezogen, nicht erst bei einer späteren Ausdehnung. Und daß die Bebauung von Norden nach Süden fortschritt und erst ganz zum Schluß die Stelle der heutigen Marienkirche erreichte, das können wir noch heute daraus erraten, daß diese jetzt noch am Rand der Stadt liegt und der angrenzende Abhang des Buchenbergs noch bis in die neueste Zeit unbebaut blieb, wie wir dies auch aus dem Holzschnitt von Sebastian Münster (1549) und dem Stich von Matth. Merian (1630) ersehen. Wer einen Blick dafür hat, aus dem Stadtplan die Ortsgeschichte herauszulesen, wird bei Ellwangen nicht im Zweifel sein, daß diese Siedelung sich vom Klosterhügel aus entwickelt hat und daß auch der Gedanke abzulehnen ist, die Stadt könnte aus mehreren Urzellen zusammengewachsen sein, wie dies z. B. bei Ulm der Fall ist.

Ich glaube, der Augenschein zeigt es heute noch: Wenn jemand beweisen könnte, daß es ein vorklösterliches Ellwangen gab, man dürfte auch diese Ursiedelung nirgends anders suchen, als auf dem nachmaligen Klosterberg. Aber auch dort müssen wir — um es abschließend zu sagen — eine der Klostergründung vorausgehende Besiedelung ablehnen, wenn wir nicht unseren eingehenden Gründungsbericht gegen eine völlige Leere eintauschen wollen[26]). Und nochmals muß

[26]) Eine neue Verwicklung ist in das Problem hereingekommen durch die von Marcel Beck (s. o. N.[10]) S. 112 f. ausgesprochene Vermutung, es habe in Ellwangen neben dem Kloster von Anfang an noch eine Zelle zum hl. Veit gegeben, die dann im Lauf der ersten drei Jahrhunderte mit dem Kloster verschmolzen worden sei, wie dies aus einer Erzählung in der Lebensbeschreibung des Erzbischofs Anno von Köln († 1075) hervorzugehen scheint. Diese Annahme wird aber von K. Weller (Württ. Vierteljahrshefte Bd. 40 S. 305) mit Recht abgelehnt. Es wäre unerklärlich, daß die Vita Hariolfi, deren Glaubwürdigkeit Beck selbst stark betont, von dieser zweiten Mönchssiedelung auf Ellwangischem Boden kein Wort verlauten läßt und daß der Name des hl. Veit als Schutzpatron des Klosters Ellwangen in den Urkunden frühestens 987 erwähnt wird. Die erst 1105 vollendete Vita Annonis kann zur Widerlegung der Vita Hariolfi nicht herangezogen werden, da ihr Verfasser nach übereinstimmendem Urteil aller Forscher schlecht unterrichtet war. Wenn Wattenbach sagt, der geschichtliche Wert der Schrift beschränke sich auf einige Nachrichten von örtlicher Natur, so kann sich dies nur auf solche Oertlichkeiten beziehen, die dem in Siegburg bei Köln lebenden Verfasser bekannt waren. Auf die Nachrichten aus Ellwangen trifft dies nicht zu, da sie nur einem mündlichen Bericht von Ellwanger Mönchen nacherzählt sind, die ihm von einem „königlichen" Kloster Ellwangen berichteten (regali coenobio, quod Elewange nuncupant) und auch eine dortige Zelle des hl. Veit erwähnten, der damals schon als Hauptheiliger des Klosters galt. Dabei stellte sich der Chronist offenbar irrtümlich zwei verschiedene Oertlichkeiten vor,

betont werden: Eine so alte, auf Augenzeugen beruhende Aufzeichnung über die Entstehung einer bis in die Merowingerzeit hineinreichenden Siedelung ist etwas so seltenes, daß es ein Raub an der Wissenschaft wäre, diese Quelle nicht voll auszuschöpfen.

Anhangsweise ist noch ein Gesichtspunkt zu beachten, der für die Annahme einer alamannischen Ursiedelung sprechen und die Glaubwürdigkeit des Berichts Ermenrichs in Frage stellen könnte, nämlich das rein schwäbische Volkstum, das Ellwangen mit seiner ganzen Umgebung noch heute aufweist, auch nordwärts über das Waldgebiet des Virngrunds hin bis zu der fränkischen Sprachgrenze bei Stimpfach, Matzenbach und Bühlertann, die hier so auffallend scharf ist wie kaum sonstwo. Wie reimt sich das mit der Darstellung der Vita Hariolfi, die das Kloster Ellwangen ganz als eine fränkische Schöpfung erscheinen läßt, entstanden auf dem Grundbesitz eines fränkischen Edelmanns? Haben wir es nicht mit einer Tendenzschrift zu tun, die den Frankenherrschern schmeichlerisch erdichtete Taten und Erfolge zuschreibt? Nein, ich glaube: der Widerspruch erklärt sich natürlich. Die Franken waren die Eroberer; aber ihr Eindringen beschränkte sich auf die herrschende Klasse der Beamten und Priester; die breite Volksmasse der Franken fühlte kein Bedürfnis, sich weiter auszubreiten als bis zum Südrand der fruchtbaren Muschelkalkebene von Hall und Crailsheim. Die ansässige Bevölkerung der Ellwanger Gegend blieb schwäbisch; ja auch die Neusiedlungen im Virngrundwald erhielten ihren Zuzug offenbar von alamannischen Bauern, die durch den Krieg und die dadurch verursachten Grenzverschiebungen ihr bisheriges fruchtbareres Land verloren hatten und sich nun neue Wohnsitze auf kärglicherem Boden zu gründen suchten[27]). Und auch das Kloster selbst bezog seinen Zuwachs bald fast ganz aus dem schwäbischen Gebiet und verlor schon bald nach der Gründung seinen fränkischen Anstrich: es wurde ein Versorgungsheim für die nachgeborenen Söhne des schwäbischen Adels. Die ansässige Hauptmasse der Bevölkerung erwies sich auch hier — wie vielfach anderswo — für die Gestaltung des Volkstums stärker als die dünne Oberschicht der Auswärtigen.

3. Die älteste Baugeschichte des Klosters.

Sollten wir aber nun nicht um einen Schritt weiter kommen und unserem bisherigen negativem Ergebnis einige positive Bausteine hinzufügen können, durch welche die älteste Baugeschichte Ellwangens um einen Schritt weitergeführt werden könnte? Sollten wir nicht den Standort jener ältesten Leutkirche enträtseln können, von welcher Ermenrich spricht?

---

die er dadurch in Zusammenhang bringt, daß er annimmt, die Veitszelle sei die älteste Siedelung gewesen und in der Folge mit dem Reichskloster Ellwangen vereinigt worden. (So auch J. Zeller im Jahrbuch 1924/25 S. 60 ff. entgegen der Vermutung Bosserts, daß unter der Cella S. Viti Jagstzell zu verstehen sei.) Wenn Beck meint, die Vita Annonis liefere insofern eine Bestätigung der Vita Hariolfi, als auch diese auf zwei verschiedene Kirchen in Ellwangen hindeute, so ist zu erwidern, daß die Angaben in den beiden Lebensbeschreibungen doch ganz und gar nicht zusammenstimmen. Die „Cella S. Viti" kann doch nicht identisch mit dem Stefansoratorium sein? Auch die Theorie Mettlers wird durch diese Hypothese keineswegs gestützt, sondern nur verwirrt.

[27]) Karl Weller, Die Besiedelung des Alamannenlandes. Württ. Vierteljahrshefte 7 (1898) S. 335.

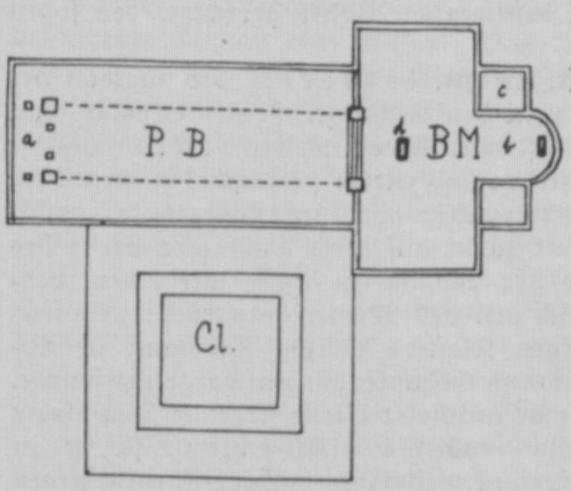
Prosp. des Doms der Magdalenen Kapelle und Wohnungen einiger Domherrn allda.

Man könnte an die Magdalenenkapelle denken, die erstmals 1331 erwähnt wird und, wie alte Bilder zeigen, bis 1802 südlich vom Münster mitten auf dem heutigen Marktplatz stand, wie wir auch in anderen Klosterorten (z. B. Zwiefalten, Buxheim) eine Dorfkirche dicht neben der Klosterkirche finden. Dafür scheint zu sprechen, daß der Kaplan zu St. Maria-Magdalena seit 1401 zugleich die Seelsorge für die Exemten, also die Geschäfte der ersten Stadtpfarrei zu besorgen hatte. Allein dieser Annahme steht entgegen, daß er zugleich als Vikar der Stiftskirche bezeichnet wird, was offenbar sein Hauptamt war, während jene Kaplanei ihm wohl nur zur Besserung seiner Einkünfte verliehen war, wie dies noch heute bei mehreren Stiftskaplaneien der Fall ist[28]). Und auch sonst wird dieses älteste, mit dem Privileg der Exemtion begabte Pfarramt als Stiftspfarrei bezeichnet zum Unterschied von der Stadtpfarrei zur hl. Maria.

So führen uns diese Umstände auf die Fährte zurück, die schon Vogelmann gesehen hat. Jene „popularis basilica" ist offenbar nichts anderes als die basilica, soweit sie dem Volk zugänglich war, mit anderen Worten der für die Laien bestimmte Teil der Klosterkirche im Unterschied von dem innerhalb der Klausur gelegenen Mönchschor, also das Langhaus des Münsters. Tatsächlich spielte sich hier die Seelsorge für die Gemeinde ab, wie aus Zellers erwähntem Werk erhellt und wie dies wohl auch an den meisten anderen Klosterorten der Fall war; dieser Teil des Münsters war zugleich die Pfarrkirche für das Volk (später unter Beschränkung auf den exemten Teil desselben)[29]). Schon durch diese verschiedene Zweck-

[28]) Noch heute gibt es an der Stiftskirche eine Magdalenenkaplanei, obgleich die Magdalenenkapelle längst abgebrochen ist.

[29]) Zeller (Chorherrnstift S. 378) denkt sich zwar den Hergang so, die Pfarrei, die anfangs ihren Sitz in der Klosterkirche selbst, dann in einer besonderen, nahe bei ihr stehenden Leutkirche gehabt habe, sei nach etwa 300 Jahren wegverlegt



Mutmaßlicher Grundriß des ersten Steinbaues des Klosters Ellwangen aus der frühen Karolingerzeit (um 750 und 810).

BM. = Basilica Monachorum erbaut um 755—780.
PB. = Popularis Basilica erbaut um 800—810. (Vorher 750—800 stand hier das vorläufige Mönchshaus, abgebrochen um 800.)
Cl. = Claustrum erbaut um 780—800 (bis 1146 wahrscheinlich auf der Südseite).
a) Stätte des Glockenklangs, vermutlich in einer Vorhalle.
b) Stätte des Sturzes Hariolfs (Apsis) mit dem um 800 hieher versetzten Benediktsaltar; vorher (750-800) als Stefansoratorium benützt.
c) Nördlicher Seitenturm; im Erdgeschoß das seit etwa 800 hieher versetzte Stefansoratorium.
d) Hochaltar mit den Leibern der Hl. Sulpizius und Servilianus und einer Marienfigur.

bestimmung erklärt sich der Sprachgebrauch Ermenrichs. Wenn seine Ausdrucksweise auf ein abgesondertes Haus hinzudeuten scheint, so ist zu beachten, daß die Volksbasilika später gebaut wurde als die Mönchsbasilika und daß beide jedenfalls deutlich von einander geschieden waren, indem die letztere wahrscheinlich dem Langhaus quer vorgelagert war[30]) und — wie noch heute — erhöht lag, also durch Stufen und zweifellos auch Gitter von diesem abgegrenzt war[31]).

So bekommen wir eine natürliche, von Anfang an planmäßige Baugeschichte des ersten Jahrhunderts, die wir nun sogar versuchen können, bildlich zu rekonstruieren und in die sich auch das Stefansoratorium passend einfügt, das den bisherigen Beurteilern Schwierigkeit machte; und wir bekommen einen schönen Einklang zwischen den göttlichen Eingebungen der Stifter und dem Bauplan des Klosters. Die Stelle, wo Hariolf den Glockenklang gehört haben soll, liegt am Westende des Münsters, die Stelle, wo er niederfiel, am Ostende. Während der erstere Wink Gottes sich nur auf die ungefähre Lage bezog, war

worden nach der damals neuerbauten Marienkirche. Unter Kuno I. sei dann durch Papst Innozenz III. daneben wieder eine „Stiftspfarrei" gegründet und mit dem Recht der Exemtion begabt worden. Ich möchte eher annehmen, daß die Stifts- oder richtiger Münsterpfarrei von Anfang an ununterbrochen fortbestand. Doch macht dies für unsere Frage keinen wesentlichen Unterschied.

[30]) Vgl. die Skizze und O. Linck, Vom mittelalterlichen Mönchtum (1931) S. 70 f.

[31]) Vor Vollendung des Langhauses waren ja beide Hälften zweifellos ganz voneinander getrennt, vermutlich durch eine Holzwand, damit der Gottesdienst nicht durch die Bauerei gestört würde, wie dies auch während der Restauration von 1910/11 über ein Jahr lang der Fall war. Wie deutlich man auch später noch die beiden Teile des Münsters auseinanderhielt, zeigt die Tatsache, daß bei der Einweihung des zweiten steinernen Münsters im Jahr 1124 das Langhaus vom Bischof von Konstanz, der Chor vom Bischof von Augsburg geweiht wurde, vermutlich wegen ungleichzeitiger Fertigstellung der beiden Teile. Vgl. J. Zeller, Chorherrnstift S. 373. Giefel, Württ. Vierteljahrshefte 11 (1888) Anhang S. 12.

der zweite deutlicher auf einen genau bestimmten Punkt gerichtet, der somit als der wichtigere erschien.

Demgemäß wurde der Plan gemacht: an den letzteren, der zugleich der höchste Punkt des Hügels war, verlegte man den wichtigsten Teil des Münsters, den Mönchschor oder genauer dessen Ostende. Aber auch die erstere heilige Stätte wollte man in das Münster einbeziehen und entwarf danach den Grundriß für den Westbau, dessen Inangriffnahme aber noch um Jahrzehnte zurückgestellt wurde, so daß man die Möglichkeit hatte, auf diese noch leere Stelle des Bauplatzes die ersten Unterkunftsräume der Mönche zu setzen mit einem vorläufigen Betsaal, also das, was Ermenrich mit den Worten ausdrückt: primitus ipse cenobium. Der Bau des endgültigen Klosters vollzog sich dann in Abschnitten, wie dies schon oben nach Vogelmanns Gedankengängen dargelegt wurde.

Wenn eingewendet werden sollte, für eine an dieser Stelle stehende „popularis basilica" sei die Bezeichnung „in valle" vollends nicht passend, so ist zu erwidern: Das Langhaus des Münsters springt westwärts halbinselförmig gegen das Jagsttal vor und stand vermutlich früher, ehe das Jesuitenkollegium auf stark aufgefülltem Grund errichtet war, noch steiler als heute über dem ans Ufer der Jagst und des Stelzenbachs hinab reichenden Klostergarten; ja es ist zu vermuten, daß der westliche Teil des Langhauses mit der Vorhalle selbst auf aufgefülltem Boden steht, also das ursprüngliche Interimskloster, das vor dieser Auffüllung erstellt war, noch erheblich tiefer lag als der Münsterchor und noch in den Teil des Klosterguts hereinreichte, der von den Mönchen als „vallis" bezeichnet worden sein mag.

Gleich von Anfang an mußte auch auf passende Platzwahl für die Altäre Bedacht genommen werden. Ein Altar des hl. Benedikt war so wichtig, daß man ihn wohl schon in der Interimskirche nicht missen mochte. Da man diese noch lange fortbenützen konnte, als die Osthälfte des Münsters schon fertig war, so sah man einstweilen davon ab, den Benediktsaltar in den Neubau zu übertragen, konnte vielmehr den dafür vorgesehenen Ehrenplatz solange einem anderen Heiligen einräumen, wobei der Erzmärtyrer Stefanus in erster Linie in Betracht kommen mußte, dessen Verehrung nach Mettler in der Merowinger- und Karolingerzeit eine besonders wichtige Rolle spielte[32]), während die Heiligen Sulpizius und Servilianus, deren Gebeine um 772 hereinkamen, an dem Hochaltar Anteil erhielten, der anfangs für Christus, Maria und die zwei Apostelfürsten bestimmt gewesen zu sein scheint, und der hl. Veit, dessen Verehrung erst seit 970 oder später in Uebung kam, noch außer Betracht blieb. Als man dann das älteste Bethaus abbrach, um mit dem Bau der westlichen Münsterhälfte zu beginnen, mußte Stefan dem Benedikt Platz machen und sich nun mit einem Seitenplatz begnügen.

Wir können nun auch erraten, wie dieses Stefansoratorium ausgesehen hat und an welchem Punkt des Münsters es lag. Es war wohl nicht, wie Vogelmann, Bossert und Mettler annehmen, eine anfangs freistehende Kapelle, die als ältestes Bauwerk auf dem Baugrund des Klosters errichtet worden sei[33]), sondern ein erst durch den Bau des Mönchchors entstandener Bestandteil desselben, allerdings nicht ein bloßer Altar — denn es wird als

[32]) Mettler S. 204 N.[117]. Bossert, Jahrb. 1910 S. 33 (S. 16a des Sonderdrucks).

[33]) Der Text sagt ja nicht: quo primitus oratorium St. Stephani constructum est, sondern quo postea. Warum sollte man sich auch das ohnehin kostspielige Bauprogramm noch durch einen solchen Nebenbau verteuern und den für das Münster vorbehaltenen Bauplatz durch eine Kapelle verstellen, deren Einfügung in den Bau doch Schwierigkeiten machen mußte? Während des Baues des Münsterchors hat man allerdings vermutlich diesen zuerst errichteten Bauteil durch eine Holzwand abgeschlossen, so daß diese Chornische als besondere Kapelle benützbar war.

„oratorium" (Betraum) deutlich von „altare" unterschieden —, sondern ein besonderer Einbau oder Anbau. Was wird es also anders gewesen sein als die Apsis in der Mitte der östlichen Chorwand? Wir haben freilich weder aus Urkunden noch aus Grabungen Kenntnis vom Aussehen dieses ältesten Steinmünsters aus der Karolingerzeit; wir werden es uns etwas kleiner und einfacher zu denken haben als das heutige spätromanische von 1182 bis 1233 und auch vielleicht als das zweite frühromanische von 1100 bis 1124[34]). Aber eine halbrunde Chornische (Apsis), die ja schon der frühchristlichen Basilika eigen war, dürfte es doch gehabt haben, wie Vergleiche mit bekannten Kirchen derselben Periode zeigen (Fulda, St. Gallen, Reichenau u. a.). Und von vornherein ist zu vermuten, daß man diesen von Gott geweihten Platz nicht auf die Seite verlegte, sondern in die Mitte ans Ostende des Chors als „finis basilicae", wie die Vita Hariolfi sich an einer Stelle ausdrückt. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß J. Zeller im Ellwanger Jahrbuch 1924/25 S. 66 die Lage des späteren Stefanusaltars mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen weiß, nämlich im nördlichen Seitenturm des zweiten Baues von 1124, vermutlich in einer gegen den Chor (oder gegen das Querschiff?) geöffneten Nische[35]). Er war also jetzt zu Gunsten des Benediktsaltars auf die Seite gerückt. Damit stimmt auch die Angabe von Khamm[36]), der Benediktsaltar sei hinter dem Hochaltar gestanden, was er einer alten Quelle entnommen haben muß, da zu seiner Zeit (1714) dieser Altar längst im südlichen Querschiff stand, ferner das Ellwanger Zeremonienbuch von 1536, das die Altäre der Stiftskirche offenbar ihrer räumlichen Lage entsprechend aufführt und mit dem Chor beginnt, indem es als Nr. 2 gleich nach dem Hauptaltar den Benediktsaltar nennt, als Nr. 3 den Stefanusaltar[37]). Auch Zwiefalten kann zum Vergleich herangezogen werden, wo gleichfalls der Benediktsaltar am Ostende des Chores stand[38]).

---

[34]) Wie gleichzeitige Klosterkirchen (Lorsch, Fulda, Hersfeld, Korvey, Steinbach) zeigen, fehlte noch eine Vierung, die vielmehr erst im Grundriß von St. Gallen (820) auftritt; dagegen war ein Querschiff (mit Apsis) vorhanden, das als Mönchschor diente.

[35]) Mettler S. 135. Wenn hienach das zweite Münster (von 1100—1124) schon zwei Seitentürme im Osten hatte, so ist zu vermuten, daß auch schon das erste Steinmünster ähnlich gestaltet war, da man doch das Gesamtbild nicht gern wesentlich veränderte. Ein Turmpaar ist schon der frühkarolingischen Zeit nicht fremd. (Dehio Bd. I S. 49.) Wenn es aber im Westen gestanden wäre, wie in Lorsch und Hersfeld, so hätte man sich beim zweiten und dritten Bau hier wohl nicht mit einem bloßen Dachreiter begnügt. Nicht unwahrscheinlich ist aber, daß diese Stelle des Glockenwunders auch schon beim ältesten Bau durch ein Glockentürmchen als Dachreiter über einer Pfeilervorhalle nach außen gekennzeichnet war.

[36]) Korbinion Khamm, Hierarchia Augustana 1714. Vgl. J. Zeller, Chorherrnstift S. 277 und Jahrbuch 1914 S. 605 und 1924/25 S. 57 N.[15].

[37]) Entgegen steht allerdings das von J. Zeller im Jahrbuch 1924/25 S. 56 mitgeteilte Verzeichnis von 1124, das einen Benediktsaltar als Nr. 5 erwähnt und von einem „altare quod est post principale", also von demjenigen am östlichen Chorende, unterscheidet, der damals dem hl. Nikolaus geweiht gewesen zu sein scheint. Erklären läßt sich der Widerspruch durch die auch sonst bezeugte Tatsache, daß unter dem Einfluß von Hirsau dieser Heilige in besonderen Aufschwung gekommen war und den Benedikt verdrängt haben mag, der dann erst im dritten Münster wieder an seinen angestammten Platz kam, um erst in der Renaissancezeit nochmals weichen zu müssen zu Gunsten eines an die östliche Chorwand zurückgerückten Hochaltars. Vgl. O. Häcker im Jahrbuch 1929/32 S. 114 und 121.

[38]) Mettler S. 136.

Noch einen kleinen, aber vielleicht nicht unwesentlichen Gesichtspunkt möchte ich zur Stütze der hier vertretenen Ansicht heranziehen. Aus den Wundergeschichten des Grimoald, den Machtolf noch gekannt hat und über dessen Leben dieser Gewährsmann Ermenrichs mehr zu berichten weiß als über Hariolf selbst, gewinnen wir bei aufmerksamem Lesen doch einen gewissen Einblick in das Innere des Münsters. Es ist hier zweimal von der hl. Maria die Rede, die auf einem Altar saß. Wenn auch dem Grimoald in seiner Verzückung diese Gestalt als lebend erschien, so nimmt doch Bossert mit Recht an, daß der Verfasser damit zugleich auf einen Altar anspielt, der den Lesern bekannt war, und auf eine daselbst angebrachte Figur der sitzenden Muttergottes „speciosissimae formae", wie es in der zweiten Stelle heißt, also von ausnehmend schöner Form, mit dem Jesuskind auf dem Schoß. Denn Wundererzählungen, die Glauben erwecken sollen, werden naturgemäß nie ganz aus der Luft gegriffen, sondern möglichst irgendwie mit der Wirklichkeit verknüpft. Wo stand nun dieser Marienaltar? Nach der ersten Stelle in der „Basilika"; und zwar hielt sich Grimoald in deren hinterstem Teil (finis) betend auf, also im Mönchschor, und sah von hier aus, wie die Heiligen Sulpizius und Servilianus, ihren Särgen entsteigend, seinen Ordensbruder Suonhar, der mit Fluchtgedanken umging, nach vorwärts schleppten (prostraxerunt) vor ihren eigenen Altar, an dem auch das Sitzbild der Maria auf einem Sockel (crepido) angebracht war. Aus der zweiten Stelle aber geht deutlich hervor, daß dieses Bild auch von der Laienkirche aus sichtbar war. Es wird hier ganz anschaulich beschrieben, wie Grimoald an Weihnachten die basilica popularis von Licht erfüllt sah (von Kerzen oder von der Abendsonne? „lumen coeleste") und wie sein Blick gleichzeitig auf das glänzende Marienbild fiel, das nach dem Obengesagten auf dem Altar des Sulpizius und Servilianus stand, also wahrscheinlich auf dem Hochaltar in der Mitte des Mönchchors oder möglicherweise auch am Ostende des Langhauses vor den Stufen zum Chor. Daselbst fand gleichzeitig auch eine Gesangsprobe statt, wobei das Weihnachtsgespräch der Engel und Hirten eingeübt wurde. Sollten die Mönche diesen nächtlichen Gesangsgottesdienst in einer 250 Meter entfernten Dorfkirche abgehalten haben? Der ganze Zusammenhang der Erzählung, soweit sie von den Erlebnissen dieser Mönche handelt, erweckt doch den bestimmten Eindruck, daß es sich immer um Vorgänge auf demselben Schauplatz handelt: in der Klosterkirche.

So haben wir für die älteste Baugeschichte eine „einfach klare Linie", klarer vielleicht als die Konstruktionen Mettlers und auch Bosserts. Die Vita Hariolfi gibt uns bei aufmerksamem Lesen sogar Auskunft über die ungefähre Dauer der einzelnen Bauperioden.

Am Schluß der Schrift erzählt nämlich Machtolf als siebtes Wunder Hariolfs ein eigenes Erlebnis, in dem ebenso sicher ein historischer Kern stecken dürfte, wie in den vorher erzählten sechs Wundern. Machtolf war, solange er vermutlich noch ein junger Mönch war, beauftragt, ein Licht im Oratorium des hl. Stefanus brennend zu erhalten, vermutlich weil gerade dessen Gedächtnis gefeiert wurde, während an den anderen Altären die Lichter nicht brennen sollten. Im Bett fiel ihm ein, daß er vor dem Schlafengehen nicht mehr gehörig nachgesehen hatte, und es träumte ihm so lebhaft, daß er es für Wirklichkeit hielt, der selige Hariolf sei persönlich an sein Bett getreten, um ihn an die Säumnis zu erinnern, und er habe sich darauf schleunigst in die Kirche begeben, habe aber dort zu seiner Verwunderung alle anderen Kerzen brennend vorgefunden. Beim Nachschauen am anderen Morgen habe aber allein die Kerze des Stefanus gebrannt, wie es der Vorschrift entsprach.

Daraus können wir schließen, daß der ursprüngliche Zustand mit dem Stefansoratorium noch über den Tod Hariolfs hinaus erhalten blieb, also

mindestens bis 780, und daß er noch bestand, als Machtolf schon als Mönch im Kloster diente. Wenn er um 850 etwa 75 Jahre alt war, so dürfte also der Abbruch des ältesten Bethauses und die Versetzung des Benediktsaltars nicht vor 795 erfolgt sein. Die Osthälfte des Münsters muß damals schon fertig gewesen sein, womit die Annahme Mettlers stimmt, das Münster sei unter Papst Hadrian (772—795) geweiht worden, welche Weihe sich aber nur auf diese Hälfte der Klosterkirche beziehen kann. Der Bau der Leutkirche zog sich also wahrscheinlich ins 9. Jahrhundert hinein. Andererseits ist zu beachten, daß nach einer Stelle der Vita Hariolfi Grimoald, der wie gesagt einer der ersten Mönche war und bei seinem Eintritt ins Kloster schon erwachsen gewesen sein muß, die Erbauung der Leutkirche noch erlebt hat, ja nach deren Vollendung noch längere Zeit lebte. Um nicht für dessen Lebensdauer eine unwahrscheinliche Zahl zu bekommen, dürfen wir also die Vollendung der popularis basilica nicht weiter hinausrücken als bis zum Ablauf des ersten Jahrzehntes des 9. Jahrhunderts.

So können wir ungefähr folgende Bauzeiten errechnen:

Um 750 Errichtung des vorläufigen Mönchhauses mit Betraum. In den folgenden Jahren Baubeginn der Osthälfte des Münsters; Fertigstellung derselben und Weihe um 780. Im Anschluß (etwa 780 bis 795) Baubeginn des steinernen Mönchwohnhauses. Etwa 800 Vollendung desselben, Abbruch des vorläufigen Mönchhauses mit Betraum, Uebertragung des Benediktsaltars in den Münsterchor und Baubeginn der Westhälfte des Münsters. Vollendung derselben spätestens 810, also noch während der Regierungszeit Karls des Großen. Die Marienkirche werden wir aus dieser ältesten Baugeschichte streichen und ihr den Ehrenplatz absprechen müssen, das älteste Gotteshaus Ellwangens zu sein.

4. Die Ursachen der Klostergründung.

Zur Entstehungsgeschichte Ellwangens gehört auch die Frage nach den Zwecken und Beweggründen der Gründung des Klosters. Sie hängt mit unserer Hauptfrage nur lose zusammen, wie auch Mettler darauf nicht näher eingegangen ist; und so kann ich zu diesem Punkt auf meine Ausführungen verweisen, die in der Dezembernummer der historischen Beilage der Ipf- und Jagstzeitung von 1934 (Vergangenheit und Gegenwart Nr. 12) erschienen sind, zumal da ein im Druck befindliches Buch von Karl Weller über württembergische Kirchengeschichte auch über diesen Gegenstand bald weiteres Licht verbreiten wird. Nur die Bemerkung möchte ich aus dem erwähnten Aufsatz wiederholen, daß ich auch in dieser Hinsicht der Vita Hariolfi höhere Glaubwürdigkeit beimessen möchte als manche neueren Forscher, indem ich denjenigen Beweggrund, welchen Ermenrich als einzigen anführt, auch wirklich für maßgebend ansehe: den religiösen Drang des Stifters, der durch das Auftreten des Bonifatius damals durch die Christenheit wehte. Nicht zu bezweifeln ist freilich, daß daneben auch weltliche Gesichtspunkte wirksam waren, wie sie Bossert mit Spürsinn aufgezeigt hat, namentlich das Bedürfnis, in dem eroberten Alamannenland Stützpunkte der fränkischen Staatsmacht zu schaffen zur Befestigung der Staatsreligion, zur Hebung von Kultur und Wirtschaft und zur Kolonisation der noch unbesiedelten Grenzzone des Virgunnawaldes.

Enger als die Frage nach den allgemeinen Gründen der Klostergründung hängt mit unserem Thema die Frage zusammen, warum gerade diese Stelle für das Kloster gewählt wurde. Denn außer der göttlichen Weisung, die nach unserer Quelle den unmittelbaren Anlaß bildete, suchen wir naturgemäß auch nach irdischen Vernunftgründen. Auch in dieser Hinsicht gibt uns unser Bericht eine glaubhafte Erklärung. Hariolf gründete das Kloster auf seinem eigenem Grundstück, vermutlich einem Waldteil, der ihm vom Frankenkönig geschenkt war. Da es aber an einer anderen Stelle der „Vita" heißt, Hariolf habe zur Gründungszeit drei Kolonien in dieser Gegend besessen, also Gehöfte, zu denen vermutlich auch ausgedehntes Ackerland gehörte, so erhebt sich die weitere Frage, warum er unter verschiedenen Möglichkeiten sich für diesen Platz entschied. Eine Erklärung liegt wiederum nahe: er wollte nicht Grundstücke angreifen, die schon für den Feldbau gewonnen waren; die Mönche sollten selbst kolonisieren. Wenn aber das dem Gründer gehörige Wald- und Oedland, wie zu vermuten ist, von größerer Ausdehnung war, so entspringt daraus wiederum die Frage: warum gerade dieser Platz? Nun, auch hier ist die Antwort nicht schwer. Diese trockene Halbinsel, die bis nahe an den Fluß vorspringt, ist in der Tat ein passender Baugrund. Ruft doch Robert Oechsler in dichterischer Begeisterung aus: „Stünd' sie nicht da (nämlich die Stadt), hier müßt' man sie erbauen!"

Einen weiteren Grund für die Wahl dieses Platzes gewännen wir, wenn wir Wellers Annahme folgen, daß damals schon eine Reichsstraße die Jagst an dieser Stelle überschritt oder — wohl richtiger gesagt — geplant war, wie oben ausgeführt wurde. Ein dritter Grund, der freilich über den Grad einer Vermutung nicht hinausgeht, ist in meinem Führer für das Schloß Ellwangen (1933 S. 7) ausgesprochen. Auf dem Schloßberg stand, wie Dr. Zeller wahrscheinlich gemacht hat, an Stelle des heutigen Michaelsturms eine uralte Michaelskapelle. Solche Heiligtümer wurden aber von den ersten christlichen Glaubensboten gern an Stellen heidnischer Opferstätten errichtet, indem man den Drachentöter Michael an die Stelle des Kriegsgotts setzte. Der aussichtsreiche Bergvorsprung an der Grenze der Ackerhochebene war für eine germanische Kultstätte günstig. In der Nähe solcher Andachtsstätten, wo das Volk zusammenströmte, entstanden häufig Einsiedlerzellen, die sich dann zu Klöstern auswuchsen. Von diesem Sachverhalt finden wir freilich in Ermenrichs Erzählung keine Spur. Wenn wir aber unterstellen, daß diese Michaelszelle oben auf dem Schloßberg lag, so steht die Annahme auch in keinem unlöslichen Widerspruch mit unserer Quelle. Am Fuß des Berges kann trotzdem eine Sumpfwildnis gewesen sein, in der sich eine Jagdgesellschaft bei Dunkelheit verirrt und einen Glockenton, der vielleicht eben von jener Michaelskapelle herkam, für eine übernatürliche Erscheinung gehalten haben kann.

5. Die Neugründung des Klosters im Jahre 1146.

Der Hauptteil der Arbeit Mettlers, die Baugeschichte des Klosters seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts, ist — wie bereits bemerkt — in seinen scharfsinnigen Beobachtungen und Schlußfolgerungen über jedes Lob erhaben. Dennoch liegt es in der Natur der Sache, daß auch hier in Einzelpunkten Zweifel und Meinungsverschiedenheiten möglich sind. Ein solcher Punkt ist, wie auch Zeller in

seiner Jahrbuchbesprechung bemerkt, die Stelle der Annalen: 1146 Inicium novi monasterii (Anfang des neuen Klosters)[39]) und der entsprechende Eintrag im Totenbuch: Adelbertus fundator hujus novi monasterii (Adelbert, der Gründer dieses neuen Klosters).

Eine Neugründung des Klosters nach 400 Jahren? Eine harte Nuß für den Ortsgeschichtsforscher! Worte ohne nähere Deutung, die wie ein Meteor in die Klostergeschichte einbrechen an einer Stelle, wo sie am wenigsten hinzupassen scheinen! Denn wie Mettler mit Recht sagt: um einen Neubau des Münsters kann es sich nicht handeln, dessen zweiter Bau erst 1124 fertig geworden war und dessen dritter Bau nach einem Brand von 1182 begann[40]). Mettler lehnt aber auch die Annahme von Schwarz und Zeller ab, daß das Wort monasterium mit Mönchhaus zu übersetzen sei, da sonst das Wort claustrum gewählt worden wäre und da auch zu einem neuen Konventsbau damals kein Anlaß gewesen sei. Denn nach dem Brand von 1100 seien die Mönchwohnungen im Jahr 1146 doch jedenfalls längst wieder fertig gewesen, und ein im Kreuzgang noch erhaltenes romanisches Törlein weise auf die Frühzeit des 12. Jahrhunderts hin. Vielmehr müsse sich die fragliche Notiz der Klosterbücher auf irgend eine innere Reform des Klosterlebens beziehen, über deren Art wir freilich sonst nichts wissen. Dieser Ansicht hat sich inzwischen auch Ernst Miller im letzten Ellwanger Jahrbuch (1929/32 S. 124) angeschlossen und hat weitere Gründe beigebracht, die eine sittliche und wirtschaftliche Erneuerung des unter Abt Helmerich (1118—36) stark verwahrlosten Klosters nach Hirsauer Grundsätzen durch den tatkräftigen Adalbert I. wahrscheinlich machen[41]).

Allein wenn man den Sprachgebrauch der Klosterbücher ins Auge faßt, so deuten doch die gewählten Ausdrücke allzu deutlich auf etwas Sichtbares hin. „Initium", „fundator" — es sind die nämlichen Worte, wie sie bei der ersten Gründung gebraucht werden. Wenn Adalbert weder das Kloster auch nur teilweise erbaut, noch die Ordensgesellschaft gegründet, sondern letztere nur reformiert hat, so konnte er doch nicht fundator, sondern nur reformator genannt werden. Und bei dem Wort hujus denkt man doch an etwas, was heute noch sichtbar vor Augen steht! Und auch aus inneren Gründen ist doch kaum anzunehmen, daß eine so umfassende und gründliche Reform, wie sie uns aus den rühmenden Worten der Klosterbücher entgegenleuchtet, ohne erhebliche Bauveränderungen geschehen konnte[42]). Die Mißstände unter dem

[39]) Ebenso im Chronikon: 1146 Initium novi monasterii Elwacensis.

[40]) Daß beide Stellen sich auf dieselbe Sache beziehen, also auf Adalbert I. (1136—73), nicht auf Adalbert II. (1173—88), hat Zeller im Schwäb. Archiv 1910 S. 19 ff. überzeugend dargetan und wird auch von Mettler angenommen. Anderer Meinung K. O. Müller Württ. Vierteljahrshefte 35 (1929) S. 42.

[41]) Vgl. auch Karl Otto Müller in den Württ. Vierteljahrsheften 35 (1929) S. 38 ff. — Marcell Beck a. a. O. S. 100.

[42]) Auch M. Beck a. a. O. S. 101 N.[123] ist der Meinung, daß Adalbert I. die kostspielige Bautätigkeit seines Vorgängers fortgesetzt habe, aber nun im Einklang mit den Interessen des Klosters.

vorhergehenden Abt Helmerich können wir uns nach der starken Ausdrucksweise der Annalen („infinita damna ecclesiae intulit") und nach einer von K. O. Müller 1929 aufgefundenen Pergamenturkunde nicht schlimm genug vorstellen. Nach einer von Miller (Seite 127) angeführten Quellenstelle waren die Klosterbaulichkeiten zerfallen und wird der Ort geradezu als verwüstet bezeichnet, was sich zwar nicht auf das Münster beziehen kann, dessen Neubau unter diesem Abt vollendet wurde, auch nicht auf die ganze Stadt, die Helmerich um zahlreiche weltliche Gebäude vergrößert zu haben scheint, umsomehr aber auf die eigentlichen Mönchwohnungen. Wenn Helmerich, wie man annimmt, ein Graf von Oettingen war, so zielte er vermutlich nach Auflösung des Klosters und Einverleibung seines Gebiets in das benachbarte Ländchen seines Geschlechts und hat die im Jahr 1100 abgebrannte Klausur sicher nur dürftig oder vielleicht gar nicht wiederaufgebaut, sondern den Ordensangehörigen, die damals schon meist dem Adel angehörten, den Bezug eigener Behausungen gestattet, wie dies auch später wieder der Fall war schon vor der Umwandlung von 1460.

Wie haben wir uns nun die Bautätigkeit Adalberts I. vorzustellen? Hier hat Forstmeister Fritz G ö n n e r im Jahrbuch 1925 eine Erklärung gefunden, die mir so beachtlich erscheint, daß ich ihre geringschätzige Zurückweisung durch Mettler bedauere, zumal da Gönner auch das Verdienst hat, hiebei erstmals auf das spätromanische Törlein an der Ostwand des Kreuzgangs aufmerksam gemacht zu haben, aus welchem Mettler wichtige Schlüsse zieht. Gönner nimmt nämlich an, das Mönchhaus sei von Anfang an bis 1146 auf der S ü d s e i t e des Münsters, also auf dem heutigen Marktplatz, gestanden, erst durch Adalbert I. sei es a u f d i e N o r d s e i t e v e r l e g t worden im Zusammenhang mit jener inneren Reform.

In der Form mag Gönner sich vergriffen haben, indem er seine Gedanken als ausgemachte Tatsache hinstellt. Aber seine Begründung, die Südlage des Mönchhauses sei die Regel gewesen, kann durch die gegenteiligen Beispiele Mettlers nicht widerlegt werden, die meist nur auf dem Zwang der gegebenen Oertlichkeiten beruhen. Jedenfalls dürfen wir diese Anordnung da voraussetzen, wo auf der Südseite des Münsters ein ebenso günstiger Baugrund für die Klausur zur Verfügung stand wie auf der Nordseite, oder gar noch ein günstigerer. Und im vorliegenden Fall hat Gönner zweifellos recht, wenn er die südliche Lage der Mönchwohnungen fast zwangsläufig für geboten hält, da hier ein weiter, ebener, trockener, sonniger Platz bereit lag[43]), während auf der anderen Seite fast dicht beim Münster ein Steilhang gegen einen sumpfigen Bach beginnt, wo ein genügender Bauplatz nur durch Auffüllungen und kostspielige Grundmauern, ja förmliche Terassenbauten zu gewinnen war, wie der Augenschein vom Sebastiansgraben her heute noch zeigt. Dabei denke man noch an das Klima Ellwangens, das damals jedenfalls noch feuchter und kühler war als heute und sich

[43]) Es wäre auch auffällig, daß man schon in jener Frühzeit, als man doch dem Kloster eine bürgerliche Siedelung anzugliedern bestrebt war, gerade an diesen günstigen Bauplatz den Friedhof verlegt hätte, für den doch ein verkehrsentrückter Winkel besser paßt.

Nordostecke der Stiftskirche Ellwangen mit Steilabfall gegen das Stelzenbachtal (Priestergasse) und Terassenbauten (Kustorie).

besonders beim Wohnen nach Norden gegen die Sumpf- und Waldwildnis hinaus fühlbar machen mußte, wenn zudem der Steinkoloß des Münsters das Sonnenlicht abhielt!

Warum hat dann trotzdem Adalbert I. das Mönchhaus auf die Nordseite verlegt? Gönner gibt auch auf diese Frage eine einleuchtende Antwort, nämlich daß sich auf der anderen Seite ein lebhaftes Städtchen entwickelt hatte, dessen Nähe der Ruhe des Klosterlebens Eintrag tat, weshalb jener willensstarke Erneuerer selbst große Schwierigkeiten und Kosten nicht scheute, um seinen Mönchen eine zwar schattigere, aber für Zucht und Sitte tauglichere Behausung zu geben. Man denke insbesondere an die Zunahme des Verkehrs zwischen der vergrößerten Stadt und dem Münster dicht an den Mönchwohnungen vorbei, zumal wenn damals die Marienkirche noch nicht bestand; und an die oben erwähnten Neubauten, die der Vorgänger dicht vor den Klostermauern errichtet zu haben scheint[44]). Dazu kommen noch die vielen Brände, die von den Chroniken gemeldet werden und einen größeren Abstand zwischen der Stadt und der Mönchwohnung rätlich erscheinen ließen.

[44]) Wenn in der oben erwähnten Pergamenthandschrift von 1136 gesagt ist, Abt Helmerich habe sogar in den Klosterfriedhof ein weltliches Gebäude und dicht neben die Kirchhofmauer (juxta murum cimiterii) eine Behausung eines Konrad von Aalen hereingesetzt, so wird dadurch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Friedhof sich damals nördlich und östlich an das Münster anschloß. Auch heute noch stehen ja dort zwei Chorherrnhäuser (Statthalterei und Kustorie), deren Anfänge auf jene Zeit zurückgehen mögen. Der große Reformator Adalbert I. dürfte dann diese Neubauten seines Vorgängers den klösterlichen Zwecken zurückgegeben haben.

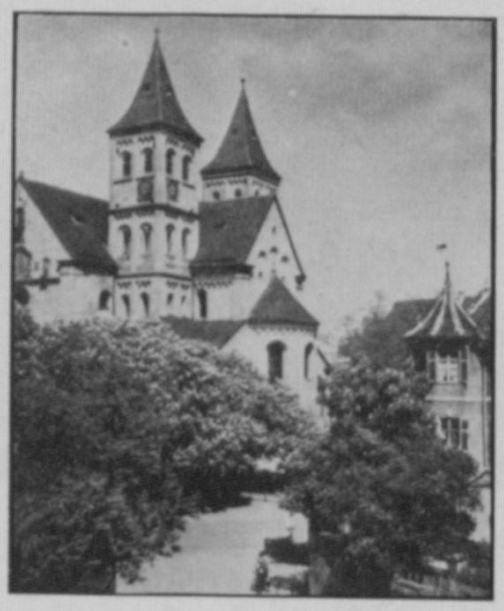
Wenn Mettler einwendet, es hätte dann das Wort claustrum gebraucht werden müssen, so ist zu erwidern, daß Zeller, der auch ein guter Kenner des Mönchslatein war, an der Deutung des Wortes als Mönchwohnung keinen Anstoß genommen hat. Und wenn man unterstellt, daß mit der Verlegung des Mönchhauses auch eine innere Reform verbunden war, so rechtfertigt sich auch dadurch die Wahl des allgemeineren Ausdrucks. Ueberdies ist doch auch die Deutung naheliegend, daß die Chronisten mit dem Wort monasterium die Gesamtheit der Klosterbaulichkeiten und ihrer Insassen in dem Sinn verstanden haben: Dieses Kloster, das wir hier als Ganzes vor uns sehen, ist im Jahre 1146 damit begonnen worden, daß Adalbert den Grundstein zu dem neuen Haus der (auch innerlich reformierten) Mönche legte, während der Bau der heutigen Kirche gegen Ende des Jahrhunderts nachfolgte.

Das einzig Positive, was Mettler zur Bekämpfung der Ansicht Gönners beibringt, ist das Törchen vom Kreuzgang in den Garten, dem er ein Alter vor 1124 zuspricht. Allein ein solch einzelner Bauteil ist nicht beweisend. Einzelne Steine oder Zierraten können auch von dem alten Bau auf den neuen übertragen worden sein, wie z. B. einige Portale des Ulmer Münsters von der abgebrochenen Frauenkirche über Feld. Zumal wenn die Bauplätze nahe beisammen liegen, wird ein sparsamer Baumeister möglichst viele Bestandteile des abgebrochenen Gebäudes wieder verwenden. Das andere romanische Törchen an der Ostwand des Kreuzgangs erklärt Mettler selbst für jünger als 1146 und stützt damit selbst die Ansicht Gönners. Denn Mettler stellt einerseits aus überzeugenden Gründen fest, daß die Wand, zu der diese Pforte gehört, bei der Grundsteinlegung des spätromanischen Münsters (um 1182) schon stand; andererseits erklärt er dieses Tor für jünger als 1146; also muß die Wand mit der Pforte in der Zeit zwischen 1146 und 1182 entstanden sein, was mit dem fraglichen Konventsneubau Adalberts I. stimmt[45]).

Es ist schade, daß Gönners Gedanke nicht schon bekannt war, als im Jahr 1911 der Boden des Marktplatzes aufgegraben wurde zum Zweck neuer Pflasterung. Man hat damals nicht nur zahlreiche Gebeine vom Stiftsfriedhof aufgedeckt, der nach Gönners Annahme nach 1146 hieher verlegt worden sein muß, sondern meines Wissens auch Grundmauern von Gebäuden, was aber nicht weiter auffiel, da bekannt war, daß der Platz vor der Freilegung von 1802—03 mit einer Reihe kleiner Gebäude (Kapellen, Kramläden) besetzt war[46]). So ist uns die Möglichkeit entzogen, durch Bodenforschung diese Frage aufzuklären und so kommen wir auch in diesem Punkt nicht über einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit hinaus. Doch bei künftigen Tiefbauarbeiten auf dem Stiftskirchenplatz sollte man nicht versäumen, dieser Frage weiter nachzugehen.

Zum Schluß möchte ich nochmals betonen, daß mir nichts ferner lag, als den Wert der Forschungen Mettlers in irgend einem Punkt anzuzweifeln. Er hat nicht nur für die Geschichte des romanischen Kirchenbaus neue Erkenntnisquellen herangezogen, für die den bisherigen Forschern das Auge verschlossen war, sondern er hat auch in der Frühgeschichte eines wichtigen Kulturplatzes, die sich lediglich mit spärlichen Urkunden behelfen muß, schwache Stellen aufgezeigt und

[45]) Man müßte höchstens annehmen, die Pforte sei erst später in die Wand eingesetzt worden, was sich aber nach den spärlichen Stilmerkmalen kaum wird feststellen lassen.

[46]) Jahrb. 1910 S. 63 f.

dadurch den nützlichen Anstoß gegeben, den ganzen Komplex von Fragen nochmals durchzudenken und zu einem weiteren Grad von Klärung heranzuführen, als es der bisherigen, wenn auch noch so gründlichen Forschung gelungen war. Dabei ist es eine begreifliche Erscheinung und fast eine psychologische Notwendigkeit, daß ein neuer Gesichtspunkt im Eifer der Entdeckerfreude für wichtiger genommen wird als längst bekannte Gegengründe. Und nach einem solchen neuen Vorstoß der Erkenntnis bedarf es immer einer gewissen Ueberlegungsfrist, um die alten und neuen Gründe ins Gleichgewicht zu bringen.